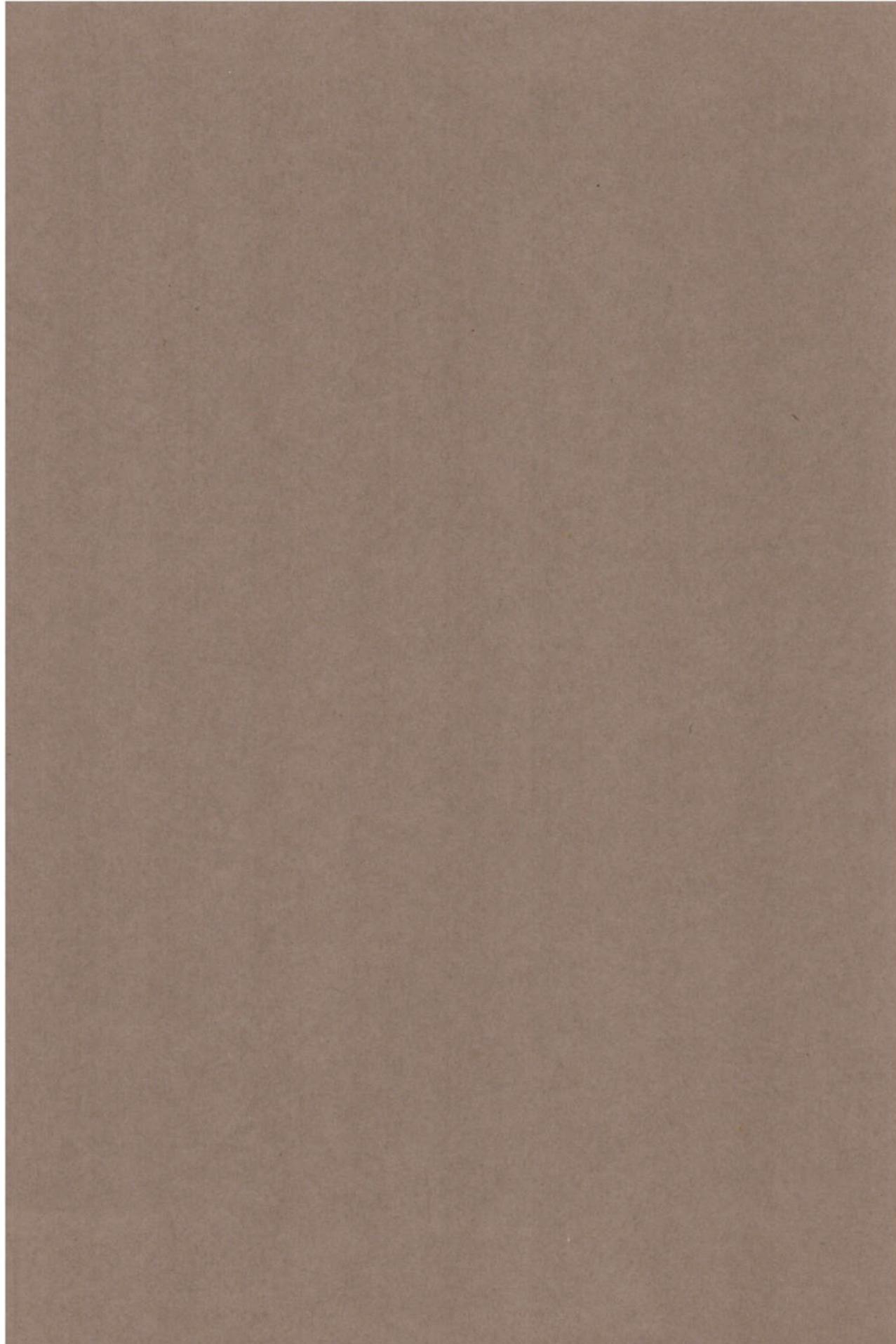


SAARBRÜCKER  
HEFTE

HEFT 59 SAARBRÜCKEN 1987





Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank Saar Girozentrale

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 3, Gutsforsthaus Eschberg, Eschberger Weg 70, Telefon (06 81) 81 19 49 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 6,- DM / Abonnementspreis: 5,- DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 6600 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 3 59 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 6600 Saarbrücken 1, St. Johanner Markt 24, Telefon 30 01-4 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: SDV Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH, 6600 Saarbrücken 3, Halbergstraße 3, Telefon (06 81) 6 49 41.

# SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM  
KULTURAMT  
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 59 1987



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN



## INHALTSVERZEICHNIS

7	Manfred Lang GRABFELD Nr. 2 — ein Dokument der Zeitgeschichte
13	Klaus Michael Heinz FRAUENFIGUREN IN MARTIN WALSERS ROMAN „EHEN IN PHILIPPSBURG“
61	Hans Bernhard Schiff DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN PETER WUST UND ARTHUR FRIEDRICH BINZ
83	Hugo Bock DAS LEIPZIGER OPERETTENTHEATER ODER ERINNERUNG AN EINE WANDERBÜHNE

Autoren:

Manfred Lang, Schutzbergstraße 21, 6600 Saarbrücken

Klaus Michael Heinz, cand. phil., z. Zt. Augustenstr. 100, 8000 München 40

Hans Bernhard Schiff, Ottstraße 2, 6600 Saarbrücken

Hugo Bock, Goerdelerstraße 1, 6600 Saarbrücken

Manfred Lang

GRABFELD Nr. 2

Ein Dokument der Zeitgeschichte

In der südlichen Spitze des Alten Friedhofes St. Johann in Saarbrücken liegt ein Gräberfeld – gut sichtbar im Vorbeifahren von der Bahnlinie in Richtung St. Ingbert – mit kleinen einheitlichen Grabsteinen. Solche Gräberfelder findet man auch auf anderen Friedhöfen in Stadt und Land. Es handelt sich um Gräber von Kriegsoffizieren. Diese Gräberfelder sind durch Gesetz geschützt und die dort Beerdigten haben ein „dauerndes Ruherecht“<sup>1)</sup>.

Die Anlage des Feldes macht einen sehr gepflegten Eindruck. Das Gesamtbild mit der schönen Bepflanzung mit zum Teil immergrünen Büschen und den alten Bäumen im Hintergrund lädt zum Verweilen und Nachdenken ein.

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als seien hier Opfer des Bombenkrieges und gefallenen Soldaten beerdigt, jedoch zeigt sich bei näherem Hinsehen, daß dieses Gräberfeld ein beklemmendes Stück Zeitgeschichte ist, das über das Ende des Krieges 1945 hinausgeht.

Es sind insgesamt noch 86 Bestattungen in 84 Gräbern vorhanden. Lücken in den Reihen deuten darauf hin, daß im Laufe der Zeit Umbettungen vorgenommen wurden. Auch sind nicht nur einheitliche<sup>2)</sup>, sondern auch individuelle Grabsteine vorhanden.

Durchschreitet man die Reihen, beginnend mit der hinteren Reihe, so fällt auf, daß zwar die ersten Gräber zu den ältesten gehören, auch in den vorderen Reihen die späteren Gräber sind, in den mittleren Reihen aber die chronologische Ordnung nach Sterbedaten nicht konsequent ist. Das läßt vermuten, daß es sich bei der hinteren Reihe um Erstbestattungen ab Januar 1945 handelt und bei den folgenden vorderen Reihen teilweise um Umbettungen aus verstreuten Gräbern.

Ordnet man die Sterbedaten chronologisch nach den Grabinschriften bzw. auch nach den Eintragungen, die in den standesamtlichen Sterbebüchern gefunden wurden, so ergibt sich folgende Übersicht:

Abgesehen von einem zwölfjährigen Knaben, der 1942 verstarb und der neben seinem Bruder, der 1946 als Minensucher umkam, in der vorderen (jüngeren) Reihe beerdigt ist, ist das älteste Sterbedatum das eines 59 Jahre alten Volkssturmmannes, der am 5. Dezember 1944 in Ensdorf gefallen ist<sup>3</sup>). Dieses Grab liegt in der dritten Reihe, hier handelt es sich eindeutig um eine spätere Umbettung.

Die Todesdaten des Jahres 1945 beginnen mit dem 13. Januar. An diesem Tag war ein schwerer Luftangriff auf die geräumte Stadt Saarbrücken. Von den 21 Opfern, die dabei umkamen<sup>4</sup>) wurden drei Zivilisten, davon ein ausländischer Arbeiter, in der ersten (hinteren) Reihe bestattet.

Aus dem Februar 1945 stammen 13 Gräber, davon sieben Soldaten, ein Volkssturmmann, drei deutsche Zivilisten und zwei Arbeiterinnen aus Rußland. Vier Eintragungen im Sterbebuch 1945 waren hierzu aufzufinden, Todesursache Artilleriebeschuß.

Das Sterbebuch der Stadt Saarbrücken wurde trotz Räumung der Stadt noch sorgfältig geführt, die Dienststelle war in Rockenhausen in der Pfalz. Es liegt auf der Hand, daß die gefallenen Soldaten nicht im Saarbrücker Sterbebuch erscheinen; hierfür war wohl eine Wehrmachtserfassungsstelle zuständig.

Aus der Zeit von Anfang März bis 20. März stammen drei Gräber. Am 20./21. März 1945 eroberten die amerikanischen Invasionsstreitkräfte Saarbrücken und große Teile des Saarlandes und der Pfalz. In unserer Gegend gab es danach keine Kriegshandlungen – Artilleriebeschuß und Bombenangriffe – mehr. Nun sollte man annehmen, daß die kriegsbedingten Todesfälle enden. Die Liste des Schreckens zu dem hier besprochenen Gräberfeld setzt sich aber fort.

Aus der Zeit vom 31. März 1945 bis 26. April 1945 stammen zehn Gräber, davon sind drei Tote unbekannt, ein deutscher Zivilist und sechs Personen mit russischen oder polnischen Namen.

Die Liste der Mai-Toten ist lang – es sind Zweiunddreißig! Von zwölf Toten ist der Name unbekannt. Zwei sind deutsche Zivilisten. Die restlichen 18 Namen sind slawisch klingend. Bei letzteren befindet sich ein zwei Wochen altes Mädchen.

Es bleiben nun noch in der zeitlichen Abfolge ab Juni 1945 eine Anzahl Gräber, die überwiegend mit nicht genormten Grabsteinen ausgestattet sind. Bei einigen ist als Todesdatum nur die Jahreszahl 1945 angegeben, dazu kommen unleserliche Grabinschriften und Grabsteine für Unbekannte ohne Sterbedatum.

Von den insgesamt 69 Toten zwischen dem 5. Dezember 1944 und dem 14. Juli 1945, die in diesem Gräberfeld bestattet sind, wurden 20 Eintragungen im Sterbebuch Saarbrücken, Jahrgang 1945, ermittelt (siehe hierzu Tabelle Nr. 1). Zusammengefaßt sind danach zehn Personen durch unmittelbare Kriegseinwirkung ums Leben gekommen; durch Unfälle, die z. T. Folgen des Kriegsgeschehens waren, drei Personen; ermordet wurden drei; durch Selbsttötung starben zwei Personen, und nur bei zwei liegen „natürliche“ Todesursachen vor.

Bei Durchsicht der Sterbebücher<sup>5)</sup> fand der Chronist noch eine Anzahl weiterer Sterbefälle aufgrund von Kriegsfolgen, so z. B. sind am 3. August 1945 ein Mädchen von elf Jahren und ein Knabe von neun Jahren – Geschwister – im Löschwasserteich des Evangelischen Krankenhauses ertrunken.

Bei den zahlreichen Toten mit slawisch klingenden Namen aus April und Mai 1945 handelt es sich um freigewordenen Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Die Amerikaner haben im April und Mai versucht, diese Personen in der Below-Kaserne im St. Johanner Stadtwald – heute zum Universitätscampus gehörend – zu internieren<sup>6)</sup>. Diese Toten sind nicht in den Sterbebüchern von 1945 beurkundet.

Gemäß § 5 des Gräbergesetzes<sup>7)</sup> führen die Länder Listen. Eine „Gräberliste“ im Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung gab Aufschluß, daß von 41 der auf Grabfeld 2 bestatteten Ausländern der Tod im Jahre 1946 beim Standesamt I in Saarbrücken nachbeurkundet wurde<sup>8)</sup>. Hierzu die folgende Tabelle Nr. 2.

Bei den 26 Personen, die demnach an Alkoholvergiftung starben, ist anzunehmen, daß diese freigewordenen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter auf der Suche nach Eß- und Trinkbarem auf Methylalkohol oder anderen giftigen Industrialkohol gestoßen sind. Nur so lassen sich plötzliche tödliche Alkoholvergiftungen in so großer Zahl erklären. In einer Liste der Stadtverwaltung Saarbrücken aus dem Jahre 1945<sup>9)</sup> steht als Todesursache allerdings nur „Vergiftung“. Warum im folgenden Jahr aus „Vergiftung“ „Alkoholvergiftung“ wurde, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Jedoch ist die Theorie der Alkoholvergiftung nicht von der Hand zu weisen.

Zu dem Alter der Toten, soweit dieses ermittelt werden konnte: 39 % waren noch nicht 30 Jahre alt, 33 % zwischen 30 und 40 Jahre alt, 28 % waren älter als 40 Jahre.

#### ANMERKUNGEN:

- 1) Gesetz über die Erhaltung der Gräber von Krieg und Gewaltherrschaft (Gräbergesetz) vom 1. Juli 1965.
- 2) roter Sandstein, 45 cm breit, 56 cm hoch, 13 cm tief, Metallplatte mit Inschrift 32 cm breit, 25 cm hoch.
- 3) über den Volkssturmeinsatz in Ensdorf, s. Manfred Lang, Es war im Herbst 1944, in Saarbrücker Hefte Nr. 39/1974, S. 53.
- 4) Werner Eckel, Saarbrücken im Luftkrieg, Saarbrücken 1985, S. 215.
- 5) dankbar ist der Chronist für die freundliche Hilfsbereitschaft von Frau Schmoll vom Standesamt I, Saarbrücken.
- 6) hierzu Manfred Lang, Es war im Winter 1944 und im Frühjahr 1945, in Saarbrücker Hefte 56/1984, S. 21.
- 7) siehe Anm. 1.
- 8) Landesarchiv Saarbrücken, Bestand Min. d. Innern, Nr. 533, Verfügung des Regierungspräsidiums Saar, Abt. des Innern II H vom 16. September 1946.
- 9) a.a.O. Nr. 543.

Tabelle Nr. 1

Standesamtliche Beurkundungen von Todesfällen,

Standesamt Saarbrücken I bis 14. 7. 1945

Standesamt Merzig/Hilbringen 3. 10. 1946

<i>Todes-Datum</i>	<i>Geschlecht</i>	<i>Alter</i>	<i>Vermerke</i>
5. 12. 1944	männlich	59 J	Volkssturmann, in Ensdorf gefallen, Kopfverletzung
13. 1. 1945	männlich	34 J	Hilfsarbeiter aus Belgien, Name und Adresse der Ehefrau unbekannt, Cecilienstraße, bei einem feindlichen Fliegerangriff, Bombensplitterverletzung, Verblutung
13. 1. 1945	männlich	51 J	Lagerarbeiter, Königin-Luisen-Straße, *) Kopfverletzungen, Fliegerangriff
13. 1. 1945	männlich	49 J	Stellwerkmeister, Johannisbrücke, Kopfverletzungen, Fliegerangriff
17. 2. 1945	männlich	49 J	Städtischer Arbeiter, Horst-Wessel-Platz, **) Granatsplitterverletzung, Artilleriebeschuß
25. 2. 1945	weiblich	27 J	Ostarbeiterin aus Tarnopol, Rußland, Ecke Bismarck- und Paul-Marien-Straße, Kopfverletzung durch Granatsplitter
27. 2. 1945	männlich	63 J	Kernmacher, Am Eschberger Weg 52, Granatsplitterverletzung im Unterleib, Artilleriebeschuß
28. 2. 1945	weiblich	19 J	Ostarbeiterin aus Kropowine, Rußland, Quellenstraße, Lager der Firma Ferum, Halsverletzung durch Granatsplitter
Anf. März	männlich	?	Stadtinspektor, z. Zt. Volkssturmann, vor dem Hofbunker des Hauses Hindenburgstraße 1 gefallen, Brustverletzung durch Granatsplitter
März	männlich	43 J	polnischer Staatsangehöriger, Todestag und Todesstunde unbekannt, Saarbrücken vor Gersweiler Brücke, 300 m saarabwärts, 20 m vom Saarufer, Feindeinwirkung
21. 4. 1945	männlich	58 J	Kesselschmied, vor dem Hause Schwingstraße 2a, Stichwunde am Hals

<i>Todes-Datum</i>	<i>Geschlecht</i>	<i>Alter</i>	<i>Vermerke</i>
3. 5. 1945	männlich	61 J	Oberlehrer, Herzmuskelschwäche
6. 5. 1945	männlich	47 J	Reichsbahnlokomotivführer, Grühlingstraße, Stichverletzungen am Hals
8. 6. 1945	weiblich	60 J	durch Erhängen, verh. mit dem am 3. 5. 1945 verstorbenen Oberlehrer N. N. (s.o.)
17. 6. 1945	männlich	6 J	Hellwigstraße 8—10, ertrunken
23. 6. 1945	männlich	33 J	Bürogehilfe, Freitod durch Erschießen, vorher Ehefrau erschossen
23. 6. 1945	weiblich	39 J	Der Ehemann hat die Ehefrau erschossen
30. 6. 1945	männlich	70 J	Pensionär, Herzmuskelschwäche
14. 7. 1945	männlich	13 J	Schüler, Am großen Hohlweg, Militärbunker 134, Zerreißen und Verkohlung durch Explosivwirkung
14. 7. 1945	männlich	38 J	wohnhaft unbekannt, Unfall, Schädelbruch, innere Blutung, unbeschränkter Bahnübergang Breitestraße-Hochstraße
3. 10. 1946	männlich	21 J	Minensucher aus Saarbrücken, bei einem Minenunfall in Hilbringen

\*) heute Ursulinenstraße

\*\*) heute Landwehrplatz

Tabelle Nr. 2

Todesursachen bei Nachbeurkundungen von Todesfällen aus den Jahren 1944 und 1945, beurkundet im Jahre 1946

erschossen (Tod wahrscheinlich im Jahre 1944 eingetreten)	3
Herzschlag	3
T b c	2
Rachitis (14 Tage altes Mädchen)	1
Vergiftung	1
Alkoholvergiftung	26
unbekannte Todesursache	5
	41



FRAUENFIGUREN IN MARTIN WALSER'S ROMAN  
„EHEN IN PHILIPPSBURG“

Vorbemerkung

1. Frauenfiguren in Martin Walsers Roman  
„Ehen in Philippsburg“ – Darstellungen

1. 1. *Lissi Beumann, die Mutter Hans Beumanns*
1. 2. *Anne Volkmann, die Studienkollegin, Freundin, Verlobte*
1. 3. *Berta Volkmann, die zukünftige Schwiegermutter*
1. 4. *Marga, die Geliebte*
1. 5. *Frau Färber, die Vermieterin*
1. 6. *Johanna, die Nachbarin*
1. 7. *Birga Benrath*
1. 8. *Cécile*
1. 9. *Ilse Alwin*
- 1.10. *Hildegard Klaff*
- 1.11. *Berta Frantzke*
- 1.12. *Cordula*

2. Frauenfiguren in Martin Walsers Roman  
„Ehen in Philippsburg“ – Bemerkungen

- 2.1. *Zur Darstellungsweise der Frauenfiguren*
- 2.2. *Zur Bedeutung weiblicher Romanfiguren für die im Mittelpunkt stehenden männlichen Romanfiguren*
  - 2.2.1. *Zur Bedeutung von Frauen für den Bildungsweg Hans Beumanns*
  - 2.2.2. *Zur Bedeutung von Frauen für Dr. Alf Benrath*
  - 2.2.3. *Zur Bedeutung von Frauen für Dr. Alexander Alwin*
  - 2.2.4. *Zur Bedeutung von Frauen für Berthold Klaff*
- 2.3. *Zur Bedeutung der Frauenfiguren für den Bildungsweg des Lesers und zum Beitrag der Frauenfiguren zu dem im Roman zum Ausdruck gelangenden Menschen- und Gesellschaftsbild des Autors*

Nachbemerkung

Anmerkungen



## Vorbemerkung

Martin Walsers Geburtstag jährte sich am 24. März 1987 zum sechzigsten Male, Konrad Adenauers Todestag am 19. April 1987 zum zwanzigsten Male.

Beider Tage wurde gedacht, in höchst unterschiedlicher Weise. Weitere, mit einem Datum verknüpfbare Anlässe zur Rückbesinnung sind vorhanden.

Vor dreißig Jahren erschien Martin Walsers Romanerstling „Ehen in Philippsburg“, geschmäht von den einen, gerühmt von den anderen, ausgezeichnet im gleichen Jahre von der Förderungsgemeinschaft der Deutschen Kunst und der Stadt Karlsruhe mit dem zum ersten Male vergebenen Hermann-Hesse-Preis.

Vor dreißig Jahren konnte sich Konrad Adenauer bei Bundestagswahlen für seine Partei die absolute Mehrheit sichern.

Vor allem schwärmerisch waren die diesjährigen Erinnerungen an den großen Politiker und sein großes Jahrzehnt, die fünfziger Jahre. Schriftsteller wie beispielsweise Alfred Andersch, Heinrich Böll, der hier zitierte Günter Grass, Uwe Johnson, Wolfgang Koeppen und eben Martin Walser sahen und erinnern die sogenannte Adenauerzeit und ihren sogenannten Zeitgeist, eben jene fünfziger Jahre, anders.

„Derzeit sind sie Mode. Nierentische sind gefragt.

Auch wird der Privatbereich, die gemütliche Nische . . . gepflegt. Dabei war jenes Jahrzehnt alles andere als gemütlich, und nur geschmäckerliche Dummheit mag im Rückblick auf die Falschen Fuffziger ins Schwärmen geraten.

Das Jahrzehnt der Verfälschungen und Trugbilder. Das Jahrzehnt des Wiederaufbaus ohne Fundament. Die Ära der Meisterfälscher, Staatsmänner unter ihnen. Die Jahre harter Tatsächlichkeiten: Wiederbewaffnung bei gleichzeitiger Flucht aus der Wirklichkeit. Wurde der Rückblick gewagt, war von den schlimmen, den dunklen Jahren die Rede. Nach Schonwörtern kamen Schummelwörter in Gebrauch. . . . Was am hellen Tag mit breiter Zustimmung und begleitet von nachhallendem Jubel geschehen war, hieß nun das Entsetzliche, die Barbarei, ein Höllenspuk und wurde Dämonen aufs Schuldkonto geschrieben; . . . Im übrigen war man insgeheim schon immer und seit Stalingrad überzeugt dagegen gewesen. Widerstand in Armeestärke gab sich im Nachhinein zu erkennen.“<sup>1)</sup>

„Nonkonformismus in der Literatur der Adenauerzeit“, so die Beschriftung einer literaturhistorischen Schublade.

Philippsburg, Ort der Handlung in Martin Walsers Romanerstling, ist das Modell einer westdeutschen Großstadt jener fünfziger Jahre, das Modell eines Zentrums mächtiger Massenmedien. Keineswegs gemeint ist also das kleinstädtische Philippsburg in Baden-Württemberg. Ehen in Philippsburg, Zweierbeziehungen und Beziehungskisten – neumodisch ausgedrückt – werden paradigmatisch dargestellt.

„Bekanntschaften“, „Ein Tod muß Folgen haben“, „Verlobung bei Regen“ und „Eine Spielzeit auf Probe“ sind die Überschriften, die Martin Walser den vier Kapiteln seines Romanes verliehen hat.<sup>2)</sup>

Bei durch alle Kapitel hindurch gleichbleibendem „Personenverzeichnis“ stehen nacheinander vier Männer jeweils im Mittelpunkt des Romanes: der vierundzwanzigjährige Journalist Hans Beumann, gleichzeitig Hauptgestalt des gesamten Werkes, der achtunddreißigjährige Frauenarzt Alf Benrath, der um vier Jahre jüngere Rechtsanwalt Alexander Alwin, und neben wiederum Hans Beumann der ungefähr dreißigjährige Schriftsteller Berthold Klaff.

Aus der zentralen Stellung dieser vier Männer zu folgern, Frauen hätten im Hinblick auf das Romangeschehen und darüberhinaus im Hinblick auf die vom Autor beabsichtigte Wirkung des Romanes auf den Leser keine oder doch nur geringe Bedeutung, wäre jedoch gänzlich falsch. Denn: „Der Mann bei Walser ist auf die Frau angewiesen.“<sup>3)</sup>

Welcher Art die Abhängigkeit des Mannes von der Frau in Martin Walsers Roman „Ehen in Philippsburg“ ist, wird die folgende Untersuchung unter anderem zu klären haben.

Bei äußerst genauer Betrachtung läßt der Walsersche Text die Porträts von zwölf Frauen erkennen. Der erste, sich ausschließlich auf Textstellen des Romanes stützende Teil dieser Arbeit wird jene zwölf Porträts nachzeichnen, unterschiedlich scharf, je nach Fülle des im Roman auffindbaren Materials. Auf die Erwähnung von Eigenschaften und Handlungsweisen männlicher Romanfiguren, vor allem jener vier im Mittelpunkt stehenden, kann hierbei aus Verständnisgründen nur zum Teil verzichtet werden.

Bemerkungen zur Darstellungsweise der Frauenfiguren werden den zweiten Teil der folgenden Untersuchung einleiten, der sich sodann mit der Bedeutung einzelner Frauen für die jeweils im Mittelpunkt des Romanes stehenden Männer beschäftigen wird. Erörterungen zur Bedeutung der Frauenfiguren für den Leser und zu deren Beitrag zu dem im Roman zum Ausdruck gelangenden Menschen- und Gesellschaftsbild des Autors werden den zweiten Teil beschließen.

Den wörtlich aus dem Walserschen Text übernommenen Stellen und den Hinweisen auf bestimmte Textstellen sind Seitenzahlangaben nachgestellt, den Zitaten aus literaturwissenschaftlichen Arbeiten oder Rezensionen beispielsweise und den Verweisen auf derartige Arbeiten hingegen Anmerkungsnummern.

Die folgende Untersuchung war ein selbständiger, thematisch nicht vorgegebener Beitrag zum Hauptseminar „Der deutsche Roman in den fünfziger Jahren“, das von Professor Jürgen Scharfschwerdt im Sommersemester 1986 am Institut für deutsche Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München geleitet wurde.

## 1. Frauenfiguren in Martin Walsers Roman „Ehen in Philippsburg“ – Darstellungen

### 1.1. *Lissi Beumann, die Mutter Hans Beumanns*

Lissi Beumann arbeitet im ungefähr zweihundert Kilometer von Philippsburg entfernten Dorf Kümmertshausen als Bedienung in der Bauernwirtschaft des Gasthauses „Post“.

Dort hatte sie vor etwa fünfundzwanzig Jahren einen Vermessungsingenieur kennengelernt.

„Vier Wochen war er im Dorf gewesen, der Herr Vermessungsingenieur, hatte im Gasthaus gewohnt und abends den runden Tisch freigehalten, hatte sogar den Wirt ins Bett geschickt; er und Lissi könnten allein Schluß machen; für Umsatz und genaueste Abrechnung verbürge er sich! Er war sehr beliebt gewesen im ganzen Dorf, die Frauen hatten ihm nachgeschaut, und Lissi Beumann . . . war die Auserwählte gewesen, für ein paar Wochen, dann war er abgereist; später, als sie ihn gebraucht hätte, als sie ihm immer heftigere Briefe geschrieben hatte, war er auch in Philippsburg nicht mehr zu erreichen gewesen; Lissi Beumann war selbst in die Stadt gefahren, hatte die Wohnung des Ingenieurs gesucht, hatte mit den Hausleuten gesprochen und zu hören bekommen, daß der Herr Ingenieur nach Australien ausgewandert sei, um dort Land zu vermessen. Von der Regierung selbst habe er ein Angebot erhalten. Seitdem hätten sie nichts mehr von ihm gehört.“ (S. 118 f.)

Lissi Beumann hatte sich schließlich zur Abtreibung entschieden. Sie erfuhr von einem Eisenbahnarbeiter in der Kreisstadt, der im Krieg als Sanitäter eingesetzt worden war und „es“ an Rotkreuzschwestern gelernt hatte.

Die Abtreibung war dann jedoch unterblieben, da Lissi Beumann den „Preis“ des Eisenbahnarbeiters für seinen Eingriff nicht „bezahlen“ wollte, den Beischlaf ablehnte.

Einige Ärzte, die sie aufgesucht hatte, betonten ihr gegenüber ausschließlich die Würde der Mutterschaft.

„So war denn Hans Beumann doch geboren worden. Aber das ganze Dorf war von Anfang an gegen ihn gewesen. Alle hatten Lissi Beumann ihr Verhältnis mit dem Ingenieur mißgönnt. Und er war die Frucht dieses Verhältnisses gewesen.“ (S. 120)

Hans Beumann wuchs als familienloses Einzelkind auf. Nur eine Stunde lang am Tag, zwischen zwei und drei Uhr mittags, konnte sich seine Mutter auf ihrem Zimmer um ihn kümmern.

„. . . eine Stunde überfließender Zärtlichkeit, Tränen jeden Tag; und er, das Gesicht von ihren Küssen feucht, war allein zurückgeblieben, wenn sie das weiße Schürzchen wieder umband, vor dem Spiegel noch hastig das Haar ordnete, um gleich wieder hinunter in die Wirtschaft zu rennen, den breit herumsitzenden Bauern das Bier aufzutragen; . . .“ (S. 59)

Nach schwerer Kindheit und Jugend, in der er sich oftmals verlassen und überflüssig vorkam, studierte Hans Beumann drei Jahre lang an der Landesuniversität Zeitungswissenschaft, hörte außerdem philosophische und literaturwissenschaftliche Vorlesungen.

Finanziert wurde sein Studium durch Stipendien und von dem Geld, das er sich während der Semesterferien als Volontär bei Provinzzeitungen verdiente.

„... seine Kleider hatte immer noch seine Mutter bezahlen müssen. Sie war nirgends lieber hingegangen mit ihm als in die Kreisstadt . . . , um den ganzen Tag durch die Geschäfte zu schlendern und für ihn einen Mantel, einen Anzug oder auch nur ein Paar Handschuhe oder ein Kleid für sich selbst zu kaufen. . . . Und wenn sie dann etwas gefunden hatten, zogen sie per Arm ins Café, aßen vielschichtige Torten, flüsterten sich ironische Bemerkungen über die anderen Gäste zu, lachten laut auf und stießen sich an, daß man hätte glauben können, sei seien ein junges Paar, das gerade Verlobung gefeiert hatte.“ (S. 108 f.)

Nach Beendigung des Studiums reist Hans Beumann nach Philippsburg, ein Empfehlungsschreiben seines Professors vom zeitungswissenschaftlichen Institut an den Chefredakteur der in Philippsburg erscheinenden „Weltschau“ in der Tasche.

Hans Beumann wird jedoch von diesem nicht empfangen; ein Sachverhalt, der ihm um so mehr Anlaß zur Besorgnis gibt, als er einerseits nur noch wenige Tage lang für seinen Lebensunterhalt selbst aufkommen kann, andererseits sich verboten hat, Geld von der Mutter in Anspruch zu nehmen, also unbedingt einen Arbeitsplatz finden und Geld verdienen muß.

Selbst noch ohne festen Wohnsitz, hinterläßt er im Vorzimmer des Chefredakteurs die Adresse der in Philippsburg beheimateten ehemaligen Studienkollegin Anne Volkmann. Gezwungen, diese über sein Tun in Kenntnis zu setzen, lernt er, sie zuhause besuchend, deren Eltern kennen. Durch diese – ihm unvorhersehbare berufliche und gesellschaftliche Perspektiven bietende – Bekanntschaft erfährt Hans Beumann vor allem, „wie weit es von Kümmerthausen nach Philippsburg war. So weit, daß man kaum mehr zurückkonnte, wenn man den Weg einmal hinter sich gebracht hatte“. (S. 340 f.)

Seine innere Bindung an die Mutter, die ihn zwar nicht in Philippsburg besucht, mit der er aber brieflich verkehrt, bleibt dennoch erhalten.

„Wenn er an seine Mutter dachte, wußte er . . . was er zu tun hatte. Sie hatte ja durch ihr Leben das seine schon längst entschieden. Wozu, wenn nicht dem ihren einen Sinn geben, war er da?“ Sie allein mußte „verstehen können, was er tat.“ (S. 340)

### 1.2. *Anne Volkmann, die Studienkollegin, Freundin, Verlobte*

Anne Volkmann hatte, wie Hans Beumann, Zeitungswissenschaft studiert, die Hochschule jedoch nach vier Semestern verlassen, ohne das Studium zu beenden.

Hans Beumann „hatte sie damals nicht näher kennengelernt. An ein paar Nachmittage erinnerte er sich, an Nachmittage in riesigen Hörsälen, . . . und“, eines Tages, „nach einer durchzechten Nacht hatte er sie heimgebracht, hatte sie sogar geküßt, einfach weil das dazu gehörte, wenn man getanzt hat, so, wie man eine Tür abschließt, wenn man nachts als letzter ins Haus kommt.“ (S. 23 f.)

Zur ersten Begegnung seit jener Zeit kommt es beim bereits erwähnten Besuch Hans Beumanns im Hause Volkmann.

„Anne saß auf einem alten Stuhl mit geschnitzter Lehne – unbequemer konnte man . . . nicht mehr sitzen, . . . – und strickte. Sie sah auf. . . Sie lächelte ein bißchen, ging Hans entgegen und begrüßte ihn mit ihrer leisen, viel zu hohen Stimme. Ihr Mund nämlich war breit, allerdings schmallippig, das schwarzbraune Haar stand in dicken kräuseligen Nestern bewegungslos um ihr weitausladendes Gesicht, die Glieder waren kräftig und schienen ein bißchen zu schwer zu sein für dieses Mädchen . . . ; Hans dachte: eigentlich piepst sie. . . . Dann schloß sie die Tür, bot Hans einen Platz an, setzte sich und strickte weiter. Rasch und anscheinend gefühllos wie eine Lohnstrickerin klapperte sie mit den Nadeln, daß es aussah, als haste sie, . . . Sie saß wie eine Sechzigjährige, aufrecht und unbequem und eifrig, gegen alle Natur, eine alte Jungfer, trotz der modernen Farben, die sie trug. . . . Natürlich wollte sie einen Mann, das war nicht zu überhören gewesen. Aber vor allem wollte sie nicht so sein wie ihre Mutter.“ (S. 22 ff.)

Anne schildert Hans, dem eigentlich Fremden, ihren jahrelangen Kampf gegen die Mutter, Berta Volkmann, deren lautes Wesen ihr peinlich und deren Freizügigkeit ihr verhaßt ist, und sie macht Hans hierdurch zu ihrem Vertrauten.

Hans empfindet es als Zwang, Zuhörer dieser lang unterdrückten Rede zu sein, und auch, weil zum Vertrauten geworden, Anne wieder aufsuchen zu müssen, wenn er nicht eine grobe Unhöflichkeit begehen wollte. Gezwungen wird er ferner, durch Annes Mutter, seinen am Vormittag angetretenen Besuch im Hause Volkmann bis in die späten Abendstunden auszudehnen. Hierdurch lernt er beim Abendessen Annes Vater kennen. Arthur Volkmann ist Fabrikant von Rundfunkgeräten und Präsident des Industrieverbandes.

Bereits beim zweiten, wiederum unangekündigten, aus planloser Verdrossenheit heraus angetretenen Besuch Hans Beumanns in der Volkmannschen Villa unterbreitet der Hausherr dem jungen Journalisten das Angebot, Herausgeber eines geplanten Pressedienstes des Industrieverbandes zu werden, der „programm-press“, eines Funk- und Fernsehpressedienstes mit eigenem Büro.

Hans erinnert sich zwar erregter gesellschaftskritischer Diskussionen mit ehemaligen Studienkollegen, in denen er auf die Fabrikanten, auf die reichen Leute allgemein gescholten hatte, nimmt das Angebot aber dennoch sofort an.

„. . . Anne sollte seine Mitarbeiterin werden. Sie wußte es schon. Sie hatte nichts verraten, weil sie nicht sicher war, ob er annehmen würde. Was diese reichen Leute sich alles vorstellen können! Die können sich sogar vorstellen, daß einer ein Angebot ablehnt. Ein Hans Beumann, . . . der immer ein

Zuschauer war; ... Und da fragte Anne noch, ob er es sich auch genau überlegt habe. ... Eine als Pressedienst getarnte Industrierwerbung, na und? Sie kenne ja seine politische Einstellung nicht, sagte Anne. Hans sah sie an. Ach so, politisch. Jaja, das sei etwas anderes.“ (S 56 f.)

Eine von Frau Volkmann initiierte Party – „wahrscheinlich gab es nichts, woraus Frau Volkmann nicht eine Party hätte machen können“ (S. 62) – soll Hans mit den wichtigsten Persönlichkeiten der sogenannten Philippsburger Gesellschaft bekanntmachen. Anne hilft ihm hierbei äußerst liebevoll.

Nachts, verwirrt von den vielen Eindrücken – Hans „hatte noch nie eine Versammlung so eigenartiger Menschen erlebt“ (S. 84) – und betäubt vom Alkohol, kommt es im Dunkel des Volkmannschen Parks erstmals zu Zärtlichkeiten zwischen Hans und Anne.

Die Mitarbeit Annes, der instinktsicheren Realistin mit dem Ingenieursgeist ihres Vaters (vgl. S. 271 und 27), vor allem deren fanatisches Interesse für das Katz-und-Maus-Spiel der Mächtigsten in Philippsburg (vgl. S. 67), erleichtern Hans die Herausgabe der „programm-press“ erheblich.

„Anne war so vergnügt. ... Bei jedem zweiten Satz quiekte sie, kniff ihre Augen zusammen, war mindestens schon fünfmal um beide Schreibtische herumgerannt, um ihm mit Mund und Zunge im Gesicht herumzuradien. ... Anne war glücklich. Er hätte sie gerne geliebt. ...; sie setzte sich auf seine Schenkel, sie suchte wieder in seinem Gesicht herum, bis er so erregt war, daß er sie nett fand und wiederholte, was er im Park getan hatte. Von mir aus, dachte er, sie liebt mich wenigstens, ... sie weiß, wer ich bin, ... und schließlich ist eine Frau eine Frau, basta!“ (S. 107 f.)

Etwa zwei Monate später weiß Anne, daß sie schwanger ist. Sie setzt Hans in Kenntnis und denkt laut über eine Heirat nach. Hans erschrickt.

„Er redete auf Anne ein. ... Heiraten ja, aber doch nicht unter Zwang, ... das wirke sich aus, später, wenn die geringste Uneinigkeit auftauche, ... dann zanke man sich, mache sich Vorwürfe, weil man sich ja gegenseitig gezwungen habe; ... Anne widersprach bald nicht mehr. Vor allem, als Hans ihre Mutter erwähnt hatte und die Augen der Philippsburger Gesellschaft; als er ihr vorrechnete, wie man diese Eheschließung kommentieren würde; daß sie in den Ruf kommen würde, sie habe Hans nur deswegen geheiratet; und er würde verdächtigt werden, er habe Anne in voller Absicht in diesen Zustand gebracht, um sie zu bekommen, er, der mittellose und unbekannt Journalist die reiche Fabrikantentochter ...“ (S. 120)

Anne sucht einen Frauenarzt auf, Dr. Alf Benrath, einen Freund der Familie. Die von ihm empfohlene Wehenkur bleibt wirkungslos. Selbst zu einem Eingriff nicht in der Lage – er arbeitet an der von „stockkatholischen“ Schwestern geleiteten Elisabethenklinik (vgl. S. 124) – verweist er Anne an einen alten Arzt, der „es macht“. Dessen Methode jedoch erweist sich als Scharlatanerie.

„Aber Hans läßt nicht nach. Er denkt an seine Mutter. Ein uneheliches Kind! Denn heiraten kann er jetzt nicht. Nicht unter diesen Umständen. Er liebt

Anne jetzt mehr als früher. Vielleicht liebt er sie sogar wirklich. Er ist an sie gebunden. Ihr Befinden ist das seine. . . . Ist das Liebe? Ja. Nein. Ja . . . Auf jeden Fall muß zuerst alles wieder in Ordnung sein.“ (S. 125)

Hans gibt sich Mühe, die verzweifelte Anne zu trösten. Er streichelt wie mechanisch ihr Haar; er weiß nicht recht, was er sagen soll, beginnt zu weinen, was ihn selbst erstaunt. Er will Anne etwas vorspielen, das sie derart beeindruckt, daß sie von sich aus bereit ist, einen weiteren Arzt aufzusuchen. Anne zieht schließlich für einige Tage in ein Vorstadthotel. Ein zweiter von Dr. Alf Benrath empfohlener junger Arzt „macht es“ erfolgreich; er schneidet, in seinem Haus assistiert von seiner Frau, Anne die Frucht ohne Narkose heraus.

„Ihrer Mutter erzählte Anne, sie habe sich bei ihrer Freundin, bei der sie all die Tage zu Besuch gewesen war, eine Fischvergiftung geholt.“ (S. 129)

Hans ist Anne äußerst dankbar, fühlt sich jetzt sogar verpflichtet, sie zu heiraten.

Knapp ein Jahr nach jener für Hans ersten Party im Hause Volkmann feiert man dort seine Verlobung mit Anne, seinen „Stapellauf“ (S. 242). Äußerlich scheint jetzt also alles in Ordnung zu sein. Innerlich jedoch ist Hans zerrissen.

„. . . ach Anne, sie war eine alte Jungfer, . . . wenn bloß die Zukunft ausfallen würde, so wie ein Schultag ausfallen kann.“ (S. 331)

Gefühlskälte einerseits, Mitleid und vor allem Pflichtgefühl andererseits bestimmen ihn.

„. . . mein Gott, damals nach der schlimmen Geschichte mit den Ärzten, da war er bei Anne wochenlang auf winzige Knöchelchen gestoßen, . . . so spitz und hart, daß sie sich beide wundgekratzt hatten daran, zuerst waren sie schön erschrocken, er mehr als Anne, . . . ja, er durfte Anne nicht enttäuschen, sie hatte mehr für ihn getan als jede andere Frau, seine Mutter ausgenommen. Und der konnte er ja durch nichts eine größere Freude bereiten als durch eine Hochzeit mit Anne. . . . Als er ihr geschrieben hatte, wer Anne Volkmann sei und daß er diese Anne Volkmann einmal heiraten werde, da hatte sie zurückgeschrieben: jetzt sei sie froh.“ (S. 340)

### 1.3. *Berta Volkmann, die zukünftige Schwiegermutter*

Berta Volkmann war vor ihrer Ehe „fast eine Künstlerin“. (S. 25)

„Bilder aus dieser Zeit hingen in kostbaren Rahmen in allen Zimmern der Volkmannschen Villa. . . . Meist waren es Darstellungen von Blumen, . . . Nie waren die Blumen allein auf diesen Bildern. Sie füllten zwar den Vordergrund, . . . aber hinter diesen Blumen“ beispielsweise „starten zwei Augen aus der braunschwarz grundierten Fläche, . . . oder eine Priesterhand“ trat hervor, „die um ein Kreuz gekrallt war, nicht um zu segnen, sondern um zuzuschlagen mit diesem Kreuz, über die Blumenköpfe hinweg, dem Betrachter ins Gesicht.“ (S. 25 f.)

Diese den Realismus in der Kunst ablehnende, „gegen ihr Dasein malende Frau“ (S. 26), diese auf Klavier und Flügel vor allem Liszt und Rachmaninoff – daß man „fast ertrank“ (S. 34) – interpretierende „Beinahekünstlerin“ hatte den Chefingenieur Arthur Volkmann kennengelernt; die „mänadische Romanikerin“ (S. 105), die „Hindin“ (S. 27) hatte einen sich ausschließlich für „Ingenieurskram und Kaufmannswurst“ (S. 54) interessierenden „Roboter“ (S. 28) geheiratet.

Berta Volkmann, so eine spöttische, auch deren „blumige Redegabe“ (S. 239) parodierende Bemerkung ihres Mannes, „sei die Priesterin der Kunst, er baue nur die Kirche, weit übertrieben, mit der Kunst direkt habe er ja gar nichts zu tun, sondern bloß mit der Priesterin; deren Hausmeister oder doch Hausdiener er sich nennen dürfe“. (S. 33)

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich Arthur Volkmann selbständig gemacht, er wurde zum Großindustriellen. Das Hauswesen vergrößerte sich. Eine neubezogene Villa oben, auf dem breitesten Villenhügel von Philippsburg, „hinter hohen Mauern . . . in einem von alten Bäumen behüteten Garten“ (S. 21), wurde „mit Sitzgelegenheiten ausgestattet, die lange Gespräche erlauben und so die Pflege genußreichen gesellschaftlichen Umgangs förderten“ (S. 58). Der Hausfrau wurde eine ältliche Bedienerin zur Seite gestellt, Serviermädchen und ein Mixer – hinter der nach Zeichnungen der Hausfrau angefertigten Hausbar – halfen fortan bei Partys. Die gesellschaftliche Geltung des Ehepaares Volkmann nahm zu.

„Frau Volkmann . . . spielte eine Rolle in der lebenslustigen Philippsburger Gesellschaft, sie lud gastierende Virtuosen und matineeenspendende Schriftsteller in ihre Villa und verlangte von Anne, daß auch sie teilnehme an den Verfeinerungen des gesellschaftlichen Lebens.“ (S. 27)

Berta Volkmann ist stolz auf ihre eigene Haltung der Tochter gegenüber, von der sie wie eine Schwester behandelt, wie eine Freundin ins Vertrauen gezogen werden möchte. Anne sperrt sich jedoch gegen diese mütterliche Kameraderie. Sie verweigert sich der herrischen und von sprunghaften Einfällen heimgesuchten Mutter, begegnet der feurigen Frau mit der tiefen, vom Rauchen angerauchten Stimme (vgl. S. 25 u. 22), dieser „Rednerin mit schönen Händen“ (S. 25), der es schwerfällt, länger als eine Minute bei einem Gesprächsthema zu verweilen (vgl. S. 31), mit Schweigen.

Immer wieder hatte Berta Volkmann versucht, „der Tochter begreiflich zu machen, daß sie glücklich sein dürfe, eine Mutter zu haben, mit der sie über alles so freimütig sprechen könne, eine Mutter, die nicht von konventionellen Vorstellungen eingeengt sei, die weder den Zwang kleingemünzter Religion, noch die lächerlichen Fesseln bürgerlicher Scheinmoral anerkenne, die vielmehr lebe und urteile in tiefem Einverständnis mit höherer, gewissermaßen nicht kodifizierbarer Religiosität und Moral.“ (S. 25)

Anne aber ignoriert diese „schön vorgetragene Liberalität“ (S. 25). Verächtlich äußert sie sich Hans gegenüber, bereits bei dessen erstem Besuch im Hause Volkmann, über die Seitensprünge ihrer Mutter.

„Mein Gott, sagte Hans, das sei auch eine Art Notwehr, er wußte nicht mehr

weiter; jeder müsse sich eben helfen so gut es gehe, sagte er. Frau Volkmann sei eben eine Frau, die mit einer ungewöhnlichen Phantasie begabt sei, und Phantasie zu haben, heiße immer, Bedürfnisse haben, einer ungewöhnlichen Phantasie entsprächen wahrscheinlich auch ungewöhnliche Bedürfnisse.“ (S. 27)

Hans bezweifelt zwischenzeitlich sogar, daß Berta Volkmann ihren Mann tatsächlich betrügt. Er vermutet, daß jene vielmehr mit Wissen ihres Mannes diesen durch „Männer von erlesener Beschäftigung“ ersetzt, vor allem zur „Erzeugung höherer, ihm“, dem vom Lande Gebürtigen, „noch nicht zugänglicher Stimmungen“. (S. 53)

Denn, war nicht „Frau Volkmann ein Beispiel für höhere menschliche Lebensart? Sie sprach immer nur von Kunst und von Künstlern, besuchte Ausstellungen und Museen und Konzerte, ereiferte sich für Fragen des Stils und des Geistes, und selbst wenn sie weitausgeschnittene Pullover trug, so konnte das bei ihr doch gewiß kein Bekenntnis zu bloßer Lust sein, wahrscheinlich war das eine Demonstration für irgendeine höhere Unabhängigkeit vom Fleisch und seinen Versuchungen, . . .“ (S. 52 f.)

Daß es sich in Wahrheit natürlich doch auch um ein Bekenntnis zum „Fleisch und seinen Versuchungen“ handelte, wenn die weißhäutige Berta Volkmann, „die einen ähnlich breiten Mund hatte“ wie Anne, „sonst aber viel feingliedriger war“ (S. 22), enge schwarze Hosen, hauchdünne lilafarbige Pullover, tiefausgeschnittene Blusen, oder bei Hitze, mit ihren Pudeln durch den Park streifend, viel zu spärliche, vielerorts das nicht mehr recht feste Fleisch ungeschützt preisgebende Floridakleidung trug (vgl. S. 61 u. 54), und wenn sie sich ferner die Fingernägel rot lackierte und sich ins immer noch pechschwarze glänzende und volle Haar eine fahle Stirnlocke einfärben ließ, als Zeichen ihrer Jugendllichkeit, die es zuließ, „mit dem Alter ein scherzhaftes Modespiel“ zu treiben (S. 26), dies wird Hans bald überdeutlich.

Zu Klarheit gelangt er auch hinsichtlich seiner Gefühle für Berta Volkmann. Schwanken diese zunächst noch zwischen Bewunderung und Verwunderung und lassen sie noch Hans sich in angetrunkenem Zustand nach Frauen wie Berta Volkmann sehnen, allerdings nach „Schwestern von Frau Volkmann, jünger und nicht so klug, nicht so auf Niveau pochend“ (S. 34), so werden sie schließlich nur noch von Ablehnung bestimmt; Ablehnung bereits, wenn Hans daran denkt, daß er seine zukünftige Schwiegermutter eigentlich duzen müßte, was ihm „wie eine ekelhafte Berührung gewesen“ wäre, „überhaupt Berührungen mit Familie Volkmann, . . . aber er würde Anne heiraten, . . .“ (S. 340)

#### 1.4. *Marga, die Geliebte*

Hans lernt im Vorzimmer des Chefredakteurs der „Weltschau“ die beiden blonden „Schreibmaschinenmädchen“ Marga und Gaby kennen.

„Die Hitze, die immer noch ihre glühende Seide über Philippsburg gespannt hielt, konnte den beiden offensichtlich nichts anhaben. Ihre Blusen

waren so leicht, aber auch so unvorsichtig geschnitten, daß Hans fürchtete, sie müßten ihnen bei der geringsten Bewegung von den Schultern gleiten. . . . Sie sahen zwar beide aus wie Filmschauspielerinnen, aber eine hatte ein breiteres Gesicht und noch hellere Haare; mein Gott, sind das Mädchen, dachte er, aber die gehören ja sicher dem großen Chefredakteur. Die mit dem breiteren Gesicht hieß Marga, . . . ihre Bluse war oxsenblutrot, ihre Haut mehr als weiß . . . und ihre Fingernägel hatten die Farbe der Bluse; . . .“ (S. 36 f.)

Bei seinem zweiten vergeblichen Versuch, den Chefredakteur im Büro zu erreichen, wird Hans zum Trost von Marga und Gaby zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Er bedankt sich seinerseits bei einem seiner weiteren Besuche im Vorzimmer, die er jetzt, von der langfristigen Abwesenheit des Chefredakteurs in Kenntnis gesetzt, nur noch der beiden Mädchen wegen unternimmt, mit einer Einladung in ein Gartencafé.

„Hans war schon eine Stunde früher da und legte sich einen Vorrat brauchbarer Redensarten an. Er wollte nicht um Marga werben, er wollte ihr nicht sagen: ich finde sie schön oder gut oder reizend oder sonst etwas, das konnte er nicht, aber er wollte sich selbst so benehmen, daß Marga auf ihn aufmerksam werden mußte. Er stellte in seinen Gedanken eine Reihe von Männern auf, die Marga bisher . . . geliebt hatte, dann studierte er die Merkmale dieser Männer. . . ., fünf reichten wirklich aus für eine Zweiundzwanzigjährige, wenn sie überhaupt schon so alt war. . . . und der Chefredakteur selbst, wie hatte er den vergessen können, der war der Gegner Nummer I. . . . Rasch wischte sich Hans die Hände noch einmal ins Taschentuch, am Eingang erschienen die Mädchen. Sie kamen auf hohen Absätzen durch den hellen Gartenkies, daß es weithin und ohrenbetäubend knirschte. . . . Die Schenkel führten den Gang an, vor allem bei Marga; die Füße und der übrige Körper wollten immer wieder zurückbleiben.“ (S. 38 ff.)

Hans ist äußerst aufgeregt. Er raucht und trinkt und redet in den folgenden Stunden nahezu ununterbrochen, von den beiden Mädchen, „ganz normale Mädchen, die man nicht bezahlen mußte“ (S. 41), und auch anderen Gästen des Gartencafés belächelt. Als Hans spät abends schließlich nichts mehr zu sagen weiß, verlassen Marga, Gaby und er den Garten.

„Gaby verabschiedete sich heiter und sagte, es sei ein hübscher Abend gewesen. . . . Hans wartete auf eine Frage Margas. . . . Ganz wortlos konnten sie ja diesen Weg nicht zu Ende gehen. Sie hatten doch miteinander getrunken, es war gelacht worden, sie hatten sich sogar flüchtig mit den Händen berührt, als er ihr Feuer gereicht hatte; . . . Aber da blieb sie schon stehen, sah ihn an, lächelte breit und endlos, holte den gefürchteten Schlüssel aus der Tasche, . . . öffnete . . . jetzt die . . . Tür eines hellen neuen Hauses, dann gab sie ihm die Hand, . . . sagte gute Nacht und drehte sich um, . . . die Tür begann sich zu schließen, auf ihn zu, . . . ein Laut mit einem schlürfenden Vorschlag, die Tür war zu.“ (S. 43 f.)

Aus Scham und Enttäuschung meidet Hans von nun an das Vorzimmer des Chefredakteurs. Die Arbeit für die „programm-press“ erübrigt außerdem seine Bemühungen um eine Anstellung als Mitarbeiter der „Weltschau“. Marga

jedoch regt auch weiterhin unvermindert seine sexuelle Phantasie an, trotz oder gerade wegen seiner Beziehung zu Anne.

Über ein Jahr nach jenem Abend im Gartencafé, Hans ist bereits mit Anne verlobt, sieht er Marga bei seinem ersten Besuch in der Schlüsselbar „Sebastian“ zu seiner eigenen Überraschung wieder.

„Ein Mädchen schlüpfte durch einen schwarzen Vorhang. Zuerst eine nackte Schulter, ein nicht endenwollender Schenkel, dann eine Flut fahlblonder Haare mit einem zarten Gesicht, das Hans nicht mehr vergessen würde, weil die Augen so eng an der Nasenwurzel und so tief in ihren Höhlen lagen, daß auch der beiläufigste und absichtsloseste Blick dieses Mädchens einen traf wie etwas ganz von innen Kommendes: es war, als schaue sie einen immer prüfend und ein bißchen traurig an. . . . Um Gottes willen: Marga!“ (S. 307)

Marga unterhält sich sofort äußert ungezwungen mit Hans. Sie habe ihre Stelle als Sekretärin aufgegeben, weil sie in der Schlüsselbar „Sebastian“ das Doppelte verdiene, zudem nunmehr Zeit habe, täglich zwei Stunden Tanzunterricht zu nehmen.

„Sie wolle nicht an der Schreibmaschine versauern, auch nicht im Sebastian verkommen, o nein, sie wolle . . . eine berühmte Tänzerin werden oder auch eine Schauspielerin, auf jeden Fall etwas ganz Berühmtes, ein großes Tier.“ (S. 332 f.)

Hans ärgert sich zunächst darüber, daß er nicht hatte verhindern können, daß Marga jetzt in einer Bar ihr Geld verdient. Dann jedoch überwiegt seine Freude über das Wiedersehen.

Marga, „die am ganzen Körper spindelig und schlank war“ (S. 320), tanzt mit ihm, schmiegt sich an ihn, bittet ihn schließlich sogar, nachdem er feierlich zum Schlüsselherrn des Nachtlokals „Sebastian“ ernannt worden war, sie nach Hause zu begleiten.

„Es gab keine Nacht in seinem Leben, die mit dieser vergleichbar war, keine Frau, die sich mit Marga messen konnte, keine hatte sich je so aufgeführt, ach Anne, sie war eine alte Jungfer, Marga aber . . . Hans erwachte an einem Schlagzeugsolo. Marga saß auf dem Bettrand, war schon angekleidet, rauchte eine Zigarette und machte mit einem langen Zeigefinger: „Pst“ . . . Unter anderen Umständen hätte er dieser Musik vielleicht gerne zugehört, aber jetzt hätte er lieber mit Marga gesprochen. . . . Marga beugte sich über ihn und sagte . . . : „Sie hörten Benny Goodmanns Jazzkonzert Nummer 2.“ Hans holte ihre Hand zu sich. Aber Marga sagte, sie müsse jetzt gehen. . . . Hans war froh, daß er sich unbeobachtet anziehen konnte. Als er sich die Hände wusch, bemerkte er seinen Verlobungsring. Ohrensausen und ein kleiner Schwindel.“ (S. 331 ff.)

Unentschlossen und verstört vertreibt sich Hans die Zeit in Margas Zimmer. Von ihrem Tagebuch, das er entdeckt und sofort liest, ist er enttäuscht; Wissenswertes aus der Jazzszene wechselt sich mit Finanziellem ab.

„Am späten Nachmittag verließ er Margas Zimmer. . . . Hart an den Hauswänden entlang ging er mit großen Schritten zum nächsten Taxistand. . . . Als er in sein Zimmer trat“, erwartete ihn dort bereits ein Brief, ein Telegramm. „Wo bleibst Du bloß. Ich warte so auf Dich. Komm doch, Deine Anne.“ . . . Hans ging jetzt auf und ab. . . . Und betete, wie der heilige Augustinus gebetet hatte: „Gib mir Keuschheit und Enthaltbarkeit, nur gib sie nicht schon jetzt!“ In zwei Hälften zerrissen, saß er auf seinem Bett.“ (S. 335 f.)

### 1.5. Frau Färber, die Vermieterin

Hans wohnt im Arbeiterviertel Philippsburgs, in der zur Oststadt gehörenden Traubergstraße, einem „Backsteinriegel“, schmalen Häusern mit Ziegelsteinfassaden und Fensterbänken aus mürbem Sandstein, von der Straße getrennt nur durch niedere Gartentüren und zwei Meter Vorgarten.

„Frau Färber, seine Hausfrau, war stolz auf den düsteren Schlauch, . . . weil alles so sauber war, wenn auch dunkel und kahl. . . . Er schaute . . . von seinem Fenster hinüber auf die unbebaute Straßenseite, auf die rostigen Alteisenberge, . . . Das Zimmer entsprach seinen finanziellen Möglichkeiten. Mehr als vierzig Mark konnte er vorerst nicht ausgeben.“ (S. 13 ff.)

Frau Färber ist Mutter von vier Kindern. Der älteste fünfzehnjährige Sohn arbeitet als Hilfsarbeiter in einem Karosseriewerk. Er verdient dort wöchentlich fünfunddreißig Mark; als Lehrling bekäme er keinen Pfennig. Monika, Elsa und Horst im Alter von fünf, drei und zwei Jahren werden tagsüber von ihrer Mutter versorgt und beaufsichtigt und abends, wenn diese im Polizeigebäude das Büro des Leutnants putzt, von ihrem Vater, Eugen Färber, Vorarbeiter in einer Edelmetallfabrik. Gelegentlich werden sie auch von Hans betreut.

„ . . . Mutter Färber, eine zerarbeitete Vierzigerin, mit Wulstlippen, die immer aufgeklappt waren, inseitig sichtbar bis dahin, wo sie ins vorgewölbte Zahnfleisch übergingen, so daß ein schartiges Zahngehege die Mundhöhle nach außen hin decken mußte, was nicht überall möglich war, diese gute und arbeitsame Frau . . . tat sich auf ihre Menschenkenntnis etwas zugute. Sie war bei ein paar richtigen Herrschaften in Stellung gewesen vor ihrer Ehe, vormachen konnte ihr keiner was!“ (S. 16 ff.)

Auf ihren Untermieter Hans Beumann, den „studierten Mann“ (vgl. S. 17), ist sie äußerst stolz, durch die neugierigen Blicke der Nachbarn darin bestätigt, „einen guten Griff getan“ zu haben (S. 19). Besonders beeindruckt hatte sie, daß Hans ohne Zögern und ohne Feilschen sich mit der von ihr erhobenen Mietforderung einverstanden erklärt hatte.

„Mit dem jungen Herrn werde sie besser auskommen, sagte Frau Färber, als sie Hans Beumann alles über seine Vorgängerin“, eine „parfümierte Brünnette, die im Karls-Variété die Nummern über die Bühne trug“ (S. 18) „erzählt hatte; er liege ihr auch mehr als der Arbeitslose, der die Dachkammer über ihm bewohne; . . . Klaff heiße er, Berthold Klaff, ein Arbeitsloser, der den ganzen Tag schreibe und oft auch noch in der Nacht; gar kein gesprächiger Mensch, ein Sonderling, . . .“ (S. 19)

Daß dieser ihr das Betreten seiner Dachkammer strengstens untersagt hatte, empört sie sehr. Denn „was war ein Untermieter . . . , wenn sie sein Zimmer nicht mehr betreten durfte, . . . wozu dann überhaupt noch Untermieter?“ (S. 281)

Auch Hans ist ein Opfer der Neugier Frau Färbers. Er fühlt sich belästigt. Und dennoch zeitweise auch geborgen, durch die langen Gespräche mit Frau Färber gleichsam „wohlig eingebettet in die Schicksale der Familien, die in diesem Backsteinriegel hausten.“ (S. 48)

#### 1.6. *Johanna, die Nachbarin*

Ausschließlich durch Frau Färber wird Hans über die wichtigsten „Persönlichkeiten“ der Traubergstraße in Kenntnis gesetzt.

In unmittelbarer Nachbarschaft beispielsweise wohne eine gewisse Johanna, „rothaarig und reich an Bögen und Mulden;“ Hans „hatte ihr jedesmal, wenn er sie sah, lange nachgeschaut; natürlich nur, wenn er sicher war, daß ihn niemand beobachtete. Den Kopf drehte Johanna meistens ganz langsam. Das sah aus, als öffnete sich ein großes, schweres Tor. Ihr bis auf die Schultern fallendes Haar bewegte sich dabei nicht im geringsten. Wenn er Johannas Lachen auf der Straße hörte, fuhr er zusammen. Es klang heiser, mehr nach Wolfshusten und Stiefelscharren als nach Mädchenlachen. Frau Färber hatte gesagt, Johanna sei heiser, seit man sie kenne. Am Anfang habe es ihretwegen Streit gegeben. Eine Ehefrau hatte ihren Mann aus Johannas Bett gezogen. Seitdem vermied es Johanna, Kundschaft aus der Straße anzunehmen. Das war ein großer Jammer.“ (S. 48 f)

Hans verliert sich in Träumen, wünscht sich sogar, zehn Jahre jünger zu sein, weil er dann Johanna einfacher besuchen könnte, „in seiner vierzehnjährigen Empörung“ (S. 49) eher bei ihr Gehör finden und leichter von ihr zufriedengestellt werden könnte, was ihm neben der Erstkommunion das größte Ereignis seines Lebens wäre.

Die Schilderungen Frau Färbers über die Gewohnheiten Johannas läßt Hans geduldig über sich ergehen. So erfährt er, daß diese für jeden Kunden, den sie empfängt, an ihre Vermieter, die das einzige Bad in der ganzen Straße besitzen, ohne das Johanna „es nicht machen“ kann, einen Betrag von fünf Mark entrichtet; er hört von den Nachmittagsstunden, in denen Johanna, nur mit einem rostroten, prächtigen Morgenmantel und weinroten Pantöffelchen bekleidet (vgl. S. 51), in der Küche ihrer Vermieter den Frauen aus der Nachbarschaft von ihren Erfahrungen und Erlebnissen berichtet, zum Teil Einzelheiten durch Spuren an ihrem Körper belegend.

Ein paar Frauen seien sogar froh, „Johanna in der Straße zu wissen! Jene Frauen, deren Männer, wie Frau Färber sagte, zuviel verlangten. Wahrscheinlich waren die Kinder, die in der Traubergstraße wohnten, in der Schule den Kindern aus anderen Straßen in gewisser Hinsicht überlegen. Wahrscheinlich hörten sie dort Ansichten, über die in der Traubergstraße selbst ein Kind nur noch lachen konnte. Hier wurde doch beim Mittagessen von Johanna gesprochen wie anderswo vom Wetter. Besonders am Sonntag,

bevor sich Vater und Mutter zurückzogen, fiel immer wieder Johannes Name. . . . Sie war für die Bewohner der Straße nichts anderes als eine etwas näher gerückte platonische Idee, in Gedanken an sie fanden Verwirklichungen statt. . . . Wäre“ das „finanzielle Hindernis nicht gewesen, vielleicht hätten dann alle Pakte, die Johanna mit den nachbarlichen Ehefrauen geschlossen hatte, nichts genützt, so aber mochten sie schon ihre Wirkung haben. . . . Tugend ist also nichts anderes als Mangel an Gelegenheit, dachte Hans und empfand tief, wie sehr diese Einsicht ihn selbst betraf.“ (S. 50 ff.)

### 1.7. Birga Benrath

Birga hatte ihre Jugend in einem Dorf im Voralpenland verbracht, war in einer von „melancholischem Nadelgewächs“, von „Traumbäumen“ beschützten, im toskanischen Stil erbauten orangefarbenen Villa aufgewachsen. (Vgl. S. 148 f.) Sie war das einzige Kind eines aus weißgrauen Augen blickenden, herrischen Professors der Medizin, „der in seinen Forschungen lebte und sich nur dann und wann an die Welt seiner Frau“, einer Schwärmerin für religiöse Kunst, „die so schnell weinte“ (S. 189), „und seiner Tochter erinnerte“. (S. 149)

Alf Benrath, der musikliebende und sogar malende, „seinem Professor ergebene Assistent“ war dessen Tochter, „dem dunkeläugigen Wesen Birga verfallen, das, als er das erste Mal durch das schmiedeeiserne Tor getreten war, bewegungslos unter einem Baum lehnte, herüberstarrte, sich rasch von der Rinde löste, mit der es wie verwachsen schien, und unter den tief herabhängenden Ästen einer Thuja verschwand. . . . Ihr Wesen war so sehr aus absoluten Empfindungen gebildet, daß die Welt sie nicht ändern, sondern allenfalls verletzen konnte. . . . Jede Art von Ausbildung war ihr verhaßt gewesen, jede Bindung an Gegenstände, an Menschen oder Vergnügungen war ihr fremd. Nachdem sie Alf hatte, wollte sie nur noch Kinder. Alles andere war ihr Ablenkung und Störung.“ (S. 149 f.)

Auch zu ihrer Mutter hatte sie den ehemals engen Kontakt verloren.

„Alf hatte erst lang nach seiner Heirat begriffen, wie ausschließlich Birga von ihm lebte. Und als er begriffen hatte, wußte er auch, daß Birga durch ihn unglücklich werden mußte. Unglücklich in einem lebensgefährlichen Ausmaß.“ (S. 150)

Für den Arztsohn Alf Benrath, den „bulligen Arztathleten“ (S. 96), sind „Ablenkungen und Störungen“ wie Segeln oder Skifahren und auch Partys unentbehrlich. Er braucht „den Stachel vielköpfiger Gesellschaft“, findet Befriedigung darin, „Menschen, die gelangweilt herumsaßen, . . . plötzlich in Zuhörer zu verwandeln“. (S. 150) Für ihn wären eigene Kinder ablenkend und störend.

„Wie hätte ihm, der mit den Jahren immer leutegieriger wurde, Birgas glühende Stille, ihr ganz auf inwendigen Einklang, auf wortlosen gegenseitigen Verzehr angelegtes Wesen genügen können!“ (S. 150)

Auch Birga wird sich des stets größer werdenden Abstandes zu ihrem Mann bewußt.

„Birgas Augen umschatteten sich . . . , ihre Bewegungen verloren ihre absichtslose Vollkommenheit. Sie, die für keinen Kampf geschaffen war, begann sich zu wehren. Weil sie nicht verstehen konnte, daß ihre Erwartungen von geradezu überirdischer Natur waren, vermutete sie, daß eine andere Frau Alf daran hindere, ihr jenes absolute Gefühl entgegenzubringen, das für sie so selbstverständlich war.“ (S. 150 f.)

Zu diesem Zeitpunkt sind Birgas Vermutungen jedoch noch unbegründet. Birga beginnt an einer Haarkrankheit zu leiden, die zwar nicht leicht zu heilen, aber weder schmerzlich noch verunstaltend ist.

Alf „hatte trotz seiner mit System betriebenen Beeinflussung nicht verhindern können, daß Birga sich krank fühlte, daß sie sich im Laufe der Zeit auch die Gewohnheiten einer Kranken aneignete, . . .“ (S. 148)

Birga wird noch verletzlicher. Sie besorgt zwar auch weiterhin das Hauswesen, bittet jedoch nicht mehr um Kinder. Wenn sie ihren Mann beim Besuch von Partys begleitet, so liebkost dieser sie öffentlich unvermindert, nennt sie „du mein schwarzes Kind“ (S. 104), wohingegen sie „ihre dunklen Augen in einer von keinem Menschen bemerkten Trauer auf die Geräusche richtete“ (S. 106), die sie umwogten.

Alf lernt schließlich Cécile kennen.

„Birga hatte er nichts sagen können. In jahrelanger sorgfältiger Bemühung hatte er ein Netz feingesponnener Lügen zwischen Birga und der Wirklichkeit aufgespannt. Er hatte begonnen, . . . Birga, wie er es nannte, „allmählich zu desillusionieren“. Er wollte ihre wilde Verträumtheit, ihre absoluten Erwartungen auf ein irdisches Maß zurückführen, . . . Er wußte, daß er sich nicht trennen konnte von Birga, auch wenn er es wünschte, auch wenn er manchmal nach Cécile schrie . . . Es war, als hätte er mit Birga die Verpflichtung übernommen, in diesem so ganz anderen Jahrhundert einen letzten Hort absoluter Empfindung zu schützen, als hingen alle Ehen der Welt von seiner Kraft ab, mit Birga weiterzuleben. . . . Birga würde eine Trennung auch nicht einen Atemzug lang überleben. Er wäre zum Mörder geworden. Das wußte er. Und das wußte auch Cécile.“ (S. 155 f.)

Eine Scheidung hätte auch die Aufgabe seiner gesellschaftlichen Stellung bedeutet. Birga – von Hans Beumann als „ein stilles, großäugiges Wesen, dem die straffen schwarzen Indianerhaare von allen Seiten ins Gesicht wuchsen“, als „ein dunkles Traumädchen“ beschrieben (S. 96) und von Berta Volkmann als „Engel“ gepriesen (S. 104) – galt als „zu gut“. Im Falle einer Scheidung wären alle Frauen empört und alle Männer wenigstens neidisch gewesen. (Vgl. S. 136)

Von einem seiner immer zahlreicher werdenden Besuche bei Cécile heimkehrend, findet Alf eines Tages Birga „rücklings auf dem Wohnzimmerteppich“ liegend vor, zu „einem Halbkreis gekrümmt“, ihre „Finger auseinander gespreizt“. (S. 162)

„Auf dem Tisch ein Glas. Halb leer. . . . Hilfe war nicht mehr möglich, das sah er sofort. Er fiel in den nächsten Sessel. . . . Der Druck der Stille. . . . Auf einen Zettel schrieb er die Anschrift des Hotels, in das er dann fuhr, um zu übernachten. Vom Hotel aus wollte er die Polizei anrufen und einen Freund, einen Kollegen. Die sollten alles erledigen, was zu erledigen ist, wenn der Tod in dieser Gestalt in ein Haus hineingreift.“ (S. 162 f.)

Birga wird in aller Stille auf dem Friedhof jenes Dorfes im Voralpenland, in dem sie ihre Jugend verbracht hatte, beigesetzt, in Anwesenheit ihrer Eltern, nicht jedoch ihres Mannes.

### 1.8. *Cécile*

Cécile ist die Inhaberin des Kunstgewerbegeschäftes „chez Cécile“ in der Philippsburger Philippsstraße. Allen Angehörigen der sogenannten Philippsburger Gesellschaft ist sie ausschließlich mit ihrem Vornamen bekannt, „den sie erhalten hatte, weil ihre Mutter so geheißen hatte“, eine Straßburger Putzmacherin, „die immer gern für eine Pariserin gegolten hätte“, und den sie „zur Firmierung ihres Ladens . . . in der einladenden, an den Boulevard St. Germain erinnernden Fassung“ gewählt hatte, „weil sich die Gesellschaft . . . gern an Paris orientiert, weil dort . . . Geschmack und Klugheit und Lebensart zu lernen sind, und weil jeder gern durch Geschmack, Klugheit und Lebensart sich auszeichnen will“. (S. 140)

„Cécile liebte ihren Namen, aber sie machte daraus kein Prädikat, wie es ihre Mutter . . . getan hatte, . . .“ und „sie wollte“ auch „nicht im Ernst für eine Pariserin gelten, dazu war sie sich selbst zu blond, zu breitgesichtig und vielleicht auch ein bißchen zu schwerblütig.“ (S. 140)

Céciles Kunstgewerbegeschäft war dank ihres klugen Einfühlungsvermögens in die Wünsche ihrer überwiegend weiblichen Kundschaft zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt Philippsburgs geworden.

„Sie hatte die erste Espressomaschine in die Stadt gebracht, weil sie die Sehnsucht aller Philippsburger, die ihre erste und zweite Italienreise hinter sich hatten, nach dem schwarzgrünen öligen Kaffeegetränk kannte; größer als die Sehnsucht mochte der Wunsch sein, sich mit dem Bedürfnis nach diesem Getränk als ein alter Italiener aufzuspielen. . . . Hatten“ sich die Kundinnen „einmal zu diesem Stil entschlossen, so konnten sie ihren weiteren Bedarf, wollten sie nicht Gefahr laufen, von dem oder jenem Bekannten eines Stilbruchs oder gar einer Geschmacklosigkeit geziehen zu werden, nur noch bei Cécile decken; alles, was Cécile führte, paßte zusammen, und das machte das Einkaufen bei ihr so leicht.“ (S. 139 f.)

Alf lernte Cécile durch Birga kennen, die zu deren treuesten, aber auch wählerischsten Kundinnen gehörte.

„Bei einer Party in der Villa Volkmann hatte er zum ersten Male mit Cécile getanzt. Dann war sie auf seine Bitte in den Segelclub eingetreten. Er war eifersüchtig geworden, weil man Cécile umwarb. Er hatte jede ihrer Bewegungen beobachtet, auch die beiläufigsten, die alle gleichzeitig gelöst und

voller Spannung waren und tierhaft geschmeidig; und dabei war sie selbst von heiterem, fast kindlichem Wesen. . . . Er war neugierig geworden . . . Benrath hatte begonnen, Gedankengespräche mit Cécile zu führen. In diesen Gesprächen war er ihr als ein überlegener Mann gegenübergetreten. . . . Und als er dann den Mut gehabt hatte, seine Gedankengespräche vor der wirklichen Cécile zu wiederholen, da war ihm tatsächlich von allen seinen Übungen nichts Verwendbares mehr eingefallen. Cécile hatte ihn durch ihre Unterwürfigkeit sprachlos gemacht. . . . Sie war eine Frau, der nichts auf der Welt so wichtig war wie ein Mann, den sie lieben konnte.“ (S. 152 ff.)

Cécile wird zur Geliebten Alf Benraths. Sie ist sich, genau wie dieser, auch wenn er seine Ehe mit Birga immer wieder in Frage stellt, bewußt, daß eine Trennung von Birga für Alf unmöglich ist, daß es die „Scheinehe“ nicht gibt – ein Mann „ist mit der Frau verheiratet, mit der er die meiste Zeit verbringt“ (S. 143) – und daher „alle Quälereien und Halbheiten“ (S. 142) allenfalls durch den Tod Birgas ein Ende erfahren könnten.

Alf und Cécile bemühen sich, ihre Zuneigung zueinander vor allen geheimzuhalten, auch vor Birga. Sie treffen sich ausschließlich im sogenannten Katzenest, „das auf liebenswürdige Art überladene, von starken Parfums duftende Privatgemach“ Céciles (S. 140), einem zweiten, hinter dem Wohnzimmer gelegenen Raum in Céciles Wohnung in der Stresemannstraße.

Birgas plötzlicher Tod, von Alf und Cécile lange als die einzige Lösung ihres jahrelangen Dilemmas, als „eine überirdische Lösung“ (S. 142) empfunden, entzweit sie jedoch.

„Jahrelang auf dieses leuchtende Ziel zu. . . . Und jetzt, da er frei war, jetzt . . . Seine Augen waren nicht mehr seine Augen. Cécile war nicht mehr Cécile. Hier saßen zwei jämmerliche Wesen in einer verrotteten Wohnung. Saßen einander gegenüber, ohne sich auch nur ein einziges Mal länger als eine Sekunde anschauen zu können. . . . Er wußte jetzt, daß Cécile schon in die Vergangenheit glitt. Sie war zusammengekettet mit Birga. Und Birga hatte sie mitgerissen. . . . Cécile blieb zurück. Bei Birga. Er würde ihr schreiben. Es war unwirklich, aber er stand auf und ging hinaus, ohne Lärm zu machen. . . . Und der Beamte, der ihm die Fahrkarte nach Paris aushändigte, lächelte sehr freundlich.“ (S. 194 f.)

Von Paris aus reist Alf weiter nach Berlin, in der Absicht, Philippsburg für immer zu meiden, und mit dem Wissen, an Cécile seinen „zweiten Mord“ begangen zu haben. (Vgl. S. 196)

Vor seiner Abreise hatte Alf den Rechtsanwalt Alexander Alwin beauftragt, alle nach Birgas Selbstmord anfallenden „Angelegenheiten“ für ihn in die Hand zu nehmen.

Alexander Alwin nimmt diesen Auftrag sehr gerne an, glaubt er doch, sich jetzt um Cécile bemühen zu dürfen.

Während der Verlobungsparty im Hause Volkmann genierte er sich schließlich nicht, „ihr die deutlichsten Blicke ins Gesicht zu bohren. Warum auch! War sie nicht eine Art Künstlerin! Sie trug kühne Kleider. Farben, die auf ihn wie Bekenntnisse wirkten. Und von ihren Ohren baumelten heute wieder

Gehänge, die sie in seinen Augen . . . zur Gesetzlosen machten, zur Wilden! War sie nicht eine böse Verführerin? . . . Warum hatte sie ihn noch nicht besucht oder wenigstens angerufen, sie mußte doch wissen, daß er Benraths Anwalt war, . . . wollte sie nicht zugeben, daß sie mit dieser Sache was zu tun hatte, Kinder, Kinder, so naiv konnte diese Frau nicht sein, das hatte sich doch herumgesprochen, und man wußte ja aus Erfahrung, daß jedes Gerücht eine Wellenbewegung war, ausgelöst von einem wirklichen Stein . . .“ (S. 230)

Hatte Hans Beumann ungefähr ein Jahr zuvor, nach jener für ihn ersten Party im Hause Volkmann, die seiner Einschätzung nach knapp dreißig Jahre alte Cécile zutiefst verehrt, weil sie „nicht bloß ein Mädchen“, sondern „auch eine Frau“ war, „eine bis in den Himmel reichende Landschaft, ein Gestirn, strahlend und geheimnisvoll“ (S. 95), so gesellen sich jetzt der ohnehin geringeren Verehrung Alexander Alwins, seiner Begierde, nicht ohne Schadenfreude getroffene Feststellungen hinzu, wie beispielsweise die, daß Cécile beginnt, an Nervosität zu leiden, überdeutlich durch die nervösen Zuckungen ihrer Mundwinkel.

„Dieser ehemals so schöne Mund, diese volle fleischige Schwelle . . . würde kentern, und zwar schon bald; und dann würde nicht nur der Mund kentern, sondern mit ihm würde das ganze Gesicht aus seinem schönen Gleichgewicht in eine gräßliche Unordnung stürzen, die dann nicht mehr beim Gesicht haltmachen konnte. Fast freute sich Alwin einen Augenblick seiner Einsichten über Céciles Zukunft. . . . Geduld, Alwin! Ein Geier muß warten können. Mehr nicht.“ (S. 231 f.)

Ein Verkehrsunfall, an dem Alexander Alwin nicht schuldlos beteiligt war und der für einen Motorradfahrer tödlich endet, macht die „Geierfreuden“ (S. 232) des Rechtsanwalts jedoch zunichte. Alexander Alwin gibt sich auf, seine gesellschaftliche Stellung und sein Ansehen werden ihm gleichgültig.

### 1.9. *Ilse Alwin*

Ilse Alwin entstammt der zwar nicht sonderlich reichen, aber durch ihren Einfluß bedeutenden Familie von Salow. Ihr Vater war Generaldirektor in der Automobilindustrie. Viele Familienmitglieder hatten wie er wichtige Ämter und Positionen der Wirtschaft inne. (Vgl. S. 219) Nützlichkeitsabwägungen und Kostenfragen bestimmten nicht nur den Alltag, sondern auch die Feiertage und Feste und den mit ihnen zum Teil verbundenen Kauf von Geschenken. (Vgl. S. 251)

Ilse studierte zunächst Psychologie, dann jedoch, weil angeblich nützlicher, Jura. Als junge Rechtsanwältin heiratete sie ihren Kollegen Alexander Alwin, der sich „durch die Verbindung mit einer so schicksalsreichen und weitverzweigten Familie“ (S. 220) auch Protektion erhoffte.

Alexander entstammt „einer geradezu leidenschaftlich demokratischen Familie“ (S. 218); sein Vater, Buchhalter in einem Elektrizitätswerk, hatte es als Turner zum professionellen Funktionär, zum Präsidenten des Landessportverbandes gebracht, seine Mutter war Garderobiere im Philippsburger Stadttheater.

Alexander verehrt Ilse.

Ilse verstand ihn. „Sie war sehr schlank, eher mager, und sie dachte rasch und ohne Umwege. Sie war zwar eine geborene von Salow, hatte Zeit im Rücken und viel Sicherheit, aber sie verstand ihn so sehr, daß er manchmal verwundert meinte, vielleicht seien die Unterschiede zwischen denen von Salow und einem Alwin doch nicht gar so groß, wie er geglaubt habe. Seine Frau trieb ihn nämlich an, so schnell wie möglich zu beweisen, daß sie . . . ihn zu Recht geheiratet habe. . . .“ Sie hatte „ihr ganzes Eheleben auf eine Art Punktsystem aufgebaut . . . ; das heißt, es wurde sehr genau gezählt und im gemeinsamen Gedächtnis bewahrt, wer wann in welcher Sache recht und wer unrecht gehabt hatte. . . . Und dieser eheliche Zweikampf war nicht bloß eine Spielerei, er war für Frau Alwin ein Mittel, ihren Mann . . . zu schulen . . . Zweifellos liebte sie ihn, aber noch enger fühlte sie sich ihm als seine Lehrmeisterin verbunden, als . . . die Trainerin für den Lebenskampf, . . . Frau Alwin lebte ökonomisch, das war ihr hervorragendster Zug.“ (S. 226 ff.)

Ilse's „immer wache Lust zur Ironie“ (S. 228), ihre nüchternen Überlegungen, „die vor Klugheit strotzten“ (S. 276), ihr überlegenes Lächeln, Ausdruck ihrer Ansicht, fast alle Leute hätten Komplexe (vgl. S. 239), und ihr schier unerschöpflicher Vorrat an Abschiedsformeln (vgl. S. 269) tragen ihr einerseits den Ruf ein, „eine geistreiche Frau zu sein“ (S. 228), andererseits aber auch, „eine adlige Ziege“ zu sein, „die“ wahrscheinlich „nicht einmal imstande sei“, ihren Mann, „diesen Fettkloß“, „zu befriedigen“ (S. 99 f.).

Auch Alexanders Gefühle für Ilse sind nicht immer frei von Haß, vor allem dann nicht, wenn er daran denkt, daß Ilse die einzige Frau ist, „die von ihm Kinder kriegen würde“, denn seine Geliebten „hatten sich immer verpflichten müssen, aufzupassen, daß nichts passierte“ (S. 212 f.) und daß diese Kinder Ilse ähnlicher werden könnten als ihm selbst. Das äußere Erscheinungsbild Ilse ruft in Alexander hauptsächlich Stolz hervor.

Ilse's „Haar war kunstvoll gelegt, zu einer glatten, goldglänzenden Haube, die das zarte Vogeloval ihres Kopfes nachformte; im Nacken lief es zu einem zweiten, kleineren, aber die Kopfform spielerisch wiederholenden Oval auf, zu einem kleinen Knoten, der absichtlich sehr tief gelegt war, um den Kopf aufrecht, nach oben gereckt erscheinen zu lassen und gleichzeitig ihrem etwas langen und fast ein wenig hageren Hals eine Art optischer Stütze zu geben, eine Ablenkung auch. . . . Wahrscheinlich bewunderten ihn . . . alle . . . , weil er . . . eine Frau an seiner Seite“ hatte, „deren Kopf, deren schmales weißes Gesicht ihre vornehme Herkunft verrieten, deren Perlen-schmuck . . . Zeugnis seiner beginnenden Erfolge war, . . .“ (S. 213 f.)

Alexander bezeichnet seine Ehe als glücklich – „es war eine zelebrierte Zärtlichkeit, rituell und regelmäßig, bereichert durch Zufälle, Anschwemmungen des Klimas, der Jahres- und Tageszeiten, der wechselnden Temperaturen (und . . . kaum Betaufbrüche dabei)“ (S. 206) – und schreibt es ausschließlich seiner „Vitalität“ zu, wenn er immer wieder „aus der belle étage seiner glanzpolierten Ehe herunter ins Parterre der Geliebtzimmerchen“ steigt.

Er ist Ilse, die nur „für Stunden eine richtige Frau“, nämlich neugierig und

eifersüchtig ist (S. 259), treu, trotz seiner Seitenspüngen, weil er unter Treue nur das Schweigen über jene Abenteuer Ilse wie auch allen anderen gegenüber versteht. Er will Ilse schonen und sie nicht zuletzt auch hierdurch vor einem Selbstmord bewahren, für den sie allerdings seiner eigenen Einschätzung nach ohnehin „viel zu klug“ ist. (Vgl. S. 259)

Ihn jedoch kann auch Ilse, nach jenem Verkehrsunfall, nicht vor der Selbstaufgabe bewahren.

#### 1.10. Hildegard Klaff

Hildegard Klaff arbeitet als Verkäuferin in einer Buchhandlung. Sie verdient „nicht mehr als ein Taschengeld“ (S. 290) und finanziert hiermit dennoch auch den Lebensunterhalt ihres Mannes Berthold. Berthold Klaff, Sohn eines Landgerichtsrates, durch ein Straßenbahnunglück zum einbeinigen Krüppel geworden, ist arbeitslos. Eine Stelle als Pförtner verliert er noch vor Ablauf der Probezeit.

Berthold bewohnt zusammen mit Hildegard die Dachkammer des Färberschen Hauses und lernt hierdurch Hans Beumann kennen.

Er lebt sehr zurückgezogen, betätigt sich schriftstellerisch.

Hildegard verläßt ihren Mann, als sie eines Tages in dessen tagebuchähnlichen Aufzeichnungen liest, was er über sie und seine Ehe mit ihr niedergeschrieben hat.

„Hildegard schläft. Sie kann nicht verstehen, warum ich am Tisch sitzen bleibe. Bevor sie einschlief, hat sie vom Bett aus hergesehen. Ich nahm einen Bleistift und tat, als hätte ich Wichtiges zu notieren. . . . Gott sei Dank schläft sie jetzt. Sie ist für Gespräche. Liest gute Bücher und glaubt an die Sonntagvormittage zu allen Jahreszeiten! Mitteilung alles Inneren hält sie für möglich. Sie weiß nicht, daß ich ihr nie sage, was ich denke. . . . Ja, daß ich geheiratet habe, das kann man mir vorwerfen. Das durfte ich nicht. Ich hatte gehofft, die Ehe werde in mir Lust am Vorwärtskommen erwecken, Freude an der Verantwortung, überhaupt Lebensfreude. . . . Hildegard bediente in der Buchhandlung, in der ich Zeitschriften und Bücher durchsehen konnte, ohne sie kaufen zu müssen. Außer Hildegard kannte ich kaum Mädchen. Also heiratete ich Hildegard. Sie hielt mich für einen Schriftsteller mit großer Zukunft. Wir wurden beide enttäuscht.“ (S. 285 f. u. 295)

Einige Zeit nach Hildegards Auszug begeht Berthold Selbstmord. In einem Abschiedsbrief bietet er Hans Beumann seine Bücher und Papiere an, ihm, „den er seinen einzigen Bekannten nennen müsse“. (S. 281)

#### 1.11. Berta Frantzke

Berta Frantzke, eine dem Urteil Ilse Alwins zufolge „von Geltungssucht zerfressene Person, die . . . nicht die geringste Fähigkeit“ habe, „glücklich zu sein“ (S. 271 f.), ist in Philippsburg vor allem wegen ihrer regelmäßigen an die

Arbeiterinnen in den Konservenfabriken ihres Mannes Leo gehaltenen Reden zur Berühmtheit geworden.

„Besonders im Frühjahr versammelte sie ihre Arbeiterinnen um sich und warnte sie vor leichtfertigem Verkehr, da es Kinder genug gebe und vor allem genug Arbeiterkinder, genug Elende. In Gesellschaft hatte sie schon freimütig geäußert, daß man am besten jedes uneheliche Arbeiterkind in den Kanal werfen würde, damit erspare man allen Beteiligten viel Sorgen.“ (S. 257)

Diese jeden Ball und jede Party hauptsächlich zur Vorführung ihrer Garderobe nutzende Berühmtheit gehört auch zu den Gästen der im Hause Volkmann stattfindenden Verlobungsfeier.

„Frau Frantzke trug“ hier „ein weinrotes Brokatkleid. Ihre Haut war milchweiß und schien nur sehr lose befestigt zu sein, sie floß und schwappte nämlich bei jeder Bewegung der lebhaften Fabrikantin auf und nieder und hin und her . . .“ Plötzlich und unvorhersehbar „forderte Frau Frantzke Ruhe, da sie etwas bekannt geben wolle, . . . Sie hatte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einen ihrer weißen Arme schräg in die Höhe gestreckt, . . . Sie trug ihre Haare kurz geschnitten und sah in ihrem roten Brokatkleid in dieser Haltung aus wie ein Wagnersänger, der nach dem richtigen Ton sucht und ihn nicht finden kann. Wagner war übrigens das einzige Kunsterlebnis ihres Lebens . . . : in den zwanziger Jahren hatte sie einem Freikorpsführer, einem blutbedeckten Annaberg-Stürmer, Unterschlupf in mehr als einem Sinne gewährt, und dieser wackere Reichskämpe war ein glühender Wagnerianer gewesen, der es fertiggebracht hatte, auch in ihr eine Liebe zu der betörenden Musik dieses Meisters deutscher Tonkunst zu erwecken. Nun, da ihr alle zuhörten, verkündete sie, daß sie sich . . . entschlossen habe, einen Kunstpreis zu stiften, und zwar einen Berta-Frantzke-Preis, der jedes Jahr einem jungen Komponisten verliehen werden solle; fünftausend Mark werde der junge Komponist erhalten, der in seiner Musik am reinsten jenen Geist spüren lasse, der deutscher Wesensart Geltung in der ganzen Welt verschafft habe. . . . Frau Frantzke verharrete in Wagnersängerhaltung, um den Beifall . . . entgegenzunehmen.“ (S. 256 f.)

Von den Spötteleien über sie und ihren Mann erfährt sie nichts.

### 1.12. Cordula

Cordula, eine füllige, „charmante Frau . . . , rothaarig und gebildet“ (S. 203), ist die Besitzerin des Nachtlokals „Sebastian“; das seinen Namen einer an zentraler Stelle im Lokal plazierten historischen Heiligenfigur verdankt.

„Cordula ist die Frau des Hauses“, („aber gar keine Hausfrau“, warf die so bezeichnete Dame dazwischen), „das nicht“, . . . „aber der Hort der Geselligkeit und überhaupt der glänzendste Zacken in der Krone der Schöpfung.“ (S. 309)

Hans Beumann, das aufstrebende Talent (vgl. S. 238), besucht diesen „Tempel der Geselligkeit“ (S. 314) nach seiner Verlobung mit Anne zum ersten Mal;

eingeladen hatte ihn der Programmdirektor der Philippsburger Rundfunk- und Fernsehanstalt, der ihn auch vor Ort, lebhaft unterstützt vom bedeutendsten Dichter der Stadt, über Geschichte und Charakter des geselligsten Ortes in ganz Philippsburg (vgl. S. 307) unterrichtet.

„Hans erfuhr, daß Cordula ein Antiquitätengeschäft betrieben habe. Sakrale Kunst war ihre Spezialität gewesen. Jahrelang sei sie in Bayern und in Tirol herumgefahren, habe mit ahnungslosen Küstern, ehrgeizigen Pfarrern und habsüchtigen Bauern gefeilscht, habe die schönen Stücke, die sie der dörflichen Nichtachtung und Zerstörung entrissen habe, in Philippsburg einem verständigeren Publikum . . .“ zugeführt. „Cordulas Laden für sakrale Kunst“ habe sich „zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt ausgewachsen. . . . Cordulas Geschäft habe damals die Geltung gehabt, die heute Cécile für sich erobert habe. . . . Tja, und dann sei eben aus dem Laden für sakrale Kunst allmählich das Nachtlokal Sebastian geworden, gewissermaßen unmerklich, in einem fließenden, bruchlosen Übergang habe Cordula diese reizende Metamorphose zuwege gebracht.“ – „Hans bemerkte, daß im Mobiliar und im Dekor dieses Lokals einige Jahrhunderte vertreten waren; und nicht nur in Imitationen.“ (S. 310) – „Gott sei Dank habe Cordula darauf verzichtet, auf billiges Publikum zu spekulieren. Nur Leute von Niveau bekämen Schlüssel und würden damit zu Rittern des Nachtlokals Sebastian geschlagen, zu Chevaliers de l’Etablissement Sebastian. Und diese Sebastianer brächten eben nur Freunde mit, die des Lokals würdig seien.“ (S. 313 ff.)

Künstlerische Höhepunkte sind allabendlich die von Cordula inszenierten Shows, bestehend aus tänzerischen Darbietungen eines Solotänzers und der nur spärlich bekleideten Barmädchen. Feierlicher Ausklang jeder Show ist, wie etwa in England die Nationalhymne nach Kinovorstellungen (vgl. S. 321), die tänzerische Darstellung der Sebastianslegende. Verdorben wird der Kunstgenuß allen Herren, die „Rang und Namen . . . und einige Lebensart“ haben (S. 315), seit einiger Zeit jedoch durch einen Arbeiter der städtischen Straßenreinigung, der durch einen Totogewinn reich geworden und durch einen Unbekannten in den Besitz eines Schlüssels gelangt war, und nun zusammen mit Freunden alle Darbietungen wenigstens „mit wüsten Rufen“ begleitet und „auch ganz ordinäre Worte“ (S. 317) nicht scheut.

Als Hans Beumann zu seiner eigenen Überraschung bereits bei diesem, seinem ersten Besuch in der Schlüsselbar, feierlich in den „Orden“ der Schlüsselherren aufgenommen werden soll, verlangt jener „Kerl“, ebenfalls aufgenommen zu werden.

„Hans spürte die Blicke“ aller, „er war plötzlich der geworden, von dem alles abhing. . . . „Ich fordere Sie auf, das Lokal zu verlassen“, sagte Hans mit seiner Stimme, von der die Zuhörer annehmen mußten, sie gehöre einem Mann, der zum Äußersten entschlossen ist. . . . Hans spürte, daß keine Sekunde mehr vergehen durfte, wenn er seine gewissermaßen moralische Überlegenheit, die einzige Chance zu siegen, nicht opfern wollte, und deshalb schlug er zu, zweimal. . . . Hans . . . schaute überrascht auf seinen Gegner hinunter. Die Mädchen brachten Wasser und Lappen. . . . Hans nahm die Gratulation der Sebastianer entgegen. Cordula fiel ihm um den Hals und drückte ihm ihren endlosen Mund lange ins ganze Gesicht.“ (S. 327 ff.)

Die „schon fast ehrwürdige Cordula“ (S. 330) vermag endlich den Eindringlingen die Tür zu weisen.

Hans Beumann hat „sich als ein Mann erwiesen, mit dem was anzufangen“ ist. (S. 325)

## 2. Frauenfiguren in Martin Walsers Roman „Ehen in Philippsburg“ – Bemerkungen

### 2.1 Zur Darstellungsweise der Frauenfiguren

„Die Menschen, auf die der Held in Kafkas Dichtung trifft, die wir mit ihm und durch ihn sehen, sind, das fällt sofort auf, nicht „wahr“ im psychologischen Sinne, sie sind nicht „wirklich“ im empirischen, nicht „menschlich“ im anthropologischen und nicht „natürlich“ im biologischen Sinne. Sie sind . . . notwendig innerhalb ihrer Welt. Sie zeichnen sich, wie diese, vorwiegend durch ihre Geschaffenheit aus. Die Ordnung dieser geschaffenen Welt ist ihre Organisation, das Charakteristikum dieser „Menschen“, wir nennen sie besser „Figuren“, ist ihr Platz, ihre Funktion in der organisierten Welt.“<sup>4)</sup>

Mit diesen Sätzen beginnt Martin Walser das dritte Kapitel seiner im Jahre 1951 vorgelegten Dissertation „Beschreibung einer Form – Versuch über Franz Kafka“, in welchem er die Funktionalität der Kafkaschen Figuren als deren Charakteristik herausarbeitet.

Wenn auch aufgrund bestehender Unterschiede nicht behauptet werden darf, die Figuren in Martin Walsers Romanerstling „Ehen in Philippsburg“ seien kafkaesk, so lassen sich doch Vergleichsmöglichkeiten entdecken und kann doch hinsichtlich des Erzählens selbst wenigstens von einem Weiterwirken Kafkascher Technik gesprochen werden.<sup>5)</sup>

„Obwohl der Roman in der dritten Person erzählt wird, geschieht das nicht von der Position des allwissenden Erzählers aus, die gewählte Perspektive ist vielmehr“ meist „an eine Romangestalt gebunden, deren Blickwinkel sich der Autor vorübergehend zu eigen macht. Eine entsprechende Erscheinung hatte Walser in seiner Dissertation unter dem Begriff „Kongruenz von Autor und Held“ als Wesensmerkmal der Romane Kafkas herausgearbeitet und von der Ich-Form abgegrenzt, bei der die Gefahr des Umschlags dieser Kongruenz in Identität besteht.“<sup>6)</sup>

Die Menschen, in der Mehrzahl Frauen, auf die jene vier im Mittelpunkt des Walserschen Romanes stehenden Männer treffen, sieht der Autor mit diesen und durch diese Männer, das heißt, meist im Bezug zu diesen oder sogar durch deren Augen.

Doch bereits hier muß auf einen Unterschied gegenüber Kafka aufmerksam gemacht werden: durch die Bindung an mehrere Figuren wechselt die Perspektive.

So wird zwar „Philippsburg vor allem und in erster Linie aus der Sicht Hans Beumanns, der Hauptgestalt, gezeigt, die anderen Perspektiven des Erzählens relativieren dessen Einsichten jedoch immer wieder. Sie machen sich

zugleich gegenseitig überprüfbar, da sie nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern vielfältig miteinander verknüpft sind, so daß alle zentralen Gestalten und wichtige Ereignisse im Roman in mehrfacher Spiegelung erscheinen.<sup>47)</sup>

Die Verlobungsparty im Hause Volkmann und die sie besuchenden Gäste beispielsweise werden nicht nur aus der Sicht Hans Beumanns geschildert, sondern auch mit den Augen Alexander Alwins gesehen. Und Frauen wie Birga Benrath oder Cécile erregen das Interesse mehrerer Männer; so beschäftigen sich nicht nur die Gedanken und Äußerungen Alf Benraths mit ihnen, sondern auch diejenigen Alexander Alwins und Hans Beumanns, wenn auch letztere, die Gedanken und Äußerungen der Hauptgestalt des Romanes also, in diesem Falle nur von vergleichsweise geringer Bedeutung sind.

Im Hinblick auf die Frauenfiguren scheint den Walserschen Roman dennoch eine gewisse Einseitigkeit auszuzeichnen, denn stets ist die jeweilige Figurenperspektive der Blickwinkel eines Mannes. Nicht mit und durch Anne Volkmann und auch nicht mit und durch die Ehefrauen Birga Benrath, Ilse Alwin oder Hildegard Klaff sieht der Autor, sondern eben nur durch deren männliche Partner. Die Darstellung der Frauenfiguren geschieht also nicht im Wechsel von innen und außen.<sup>8)</sup>

Besonders einseitig muß die Darstellungsweise des Autors im Hinblick auf die Person Hildegard Klaffs erscheinen. Über sie erfährt der Leser das ohnehin Wenige ausschließlich durch Berthold Klaff.

An der Figur dieses Schriftstellers wiederum lassen sich zwei Abweichungen vom bisher Gesagten feststellen: erstens spricht Berthold Klaff in seinen tagebuchähnlichen Aufzeichnungen unmittelbar als Ich zum Leser, und zweitens gehört er, obwohl neben Hans Beumann im vierten Kapitel des Romanes im Mittelpunkt stehend, „nicht in gleichem Maße . . . zu den perspektivtragenden Gestalten, da sich seine Aussagen kaum direkt auf das Geschehen und die anderen Figuren des Romans beziehen, sondern eher ein großer innerer Monolog sind“.<sup>9)</sup>

Ein weiterer Unterschied der Erzähltechnik Walsers zu derjenigen Kafkas besteht darin, daß, neben jenem bereits erwähnten Wechsel der Figurenperspektive, auch die einzelne Figurenperspektive jeweils nicht durchgängig, sondern eben nur „vorübergehend“ und „in erster Linie“ beibehalten wird.

„Der Erzähler bequemt sich den erzählten Figuren so an, daß er deren konkreter Erfahrung detailliert nachgeht, ohne aber mit ihnen zu verschmelzen. Auktoriale Elemente fügen sich nahtlos an *style indirect libre*, inneren Monolog oder indirekte bzw. direkte Rede.“<sup>10)</sup>

Diese auktorialen Elemente, ob glossierend, beschreibend oder deutend<sup>11)</sup>, treten vor allem jener im Bezug auf die weiblichen Romanfiguren scheinbar feststellbaren Einseitigkeit der Darstellungsweise entgegen und tragen neben der Wiedergabe von Äußerungen weiblicher Romanfiguren – durch Einschübe direkter oder indirekter Rede – zur Objektivierung des „Vorausgeführten“ bei.

Durch auktoriale Elemente wie beispielsweise die Charakterisierung von Streichelbewegungen als „mechanische“ Bewegungen und die Bezeichnung von

Worten des Trostes, die Hans in Annes verzweifelte Heulkrämpfe hinein-spricht, als „eingeschmuggelte“ Worte, sowie durch den in direkter Rede wiedergegebenen Bericht Annes über die ohne Narkose durchgeführte Abtreibung (vgl. S. 126 ff.) wird dem Leser die Gefühlskälte des unreifen Hans Beumann, zumindest dessen tatsächlich nur geringe Liebe zu Anne Volkmann wesentlich deutlicher vor Augen geführt, als dies bei einer Wiedergabe der Geschehnisse ausschließlich durch Hans, auch unter Einbeziehung seiner Gedanken zu jenen Geschehnissen, möglich wäre. Auch wenn durch die soeben erörterten erzählerischen Mittel „ein hohes Maß an Differenzierung, als deren Prinzip sich Genauigkeit erweist“<sup>12)</sup>, erreicht werden kann, so handelt es sich dennoch bei den Menschen Philippsburgs nicht um „runde Charaktere“ oder um „Rund-Um-Menschen“, sondern vielmehr um „Klischees“<sup>13)</sup>, um „austauschbare Dutzendmenschen“<sup>14)</sup>.

„Den unverwechselbaren Romanhelden stellt Walser „die verwechselbaren“ entgegen, gegenüber der Individualität berühmter Romanfiguren besteht er auf der „Dividualität“ seiner Figuren.“<sup>15)</sup>

Erfahrungen des Autors mit sich selbst wie auch „eine Vielfalt beobachteter Alltagsdetails“ werden „auf typologisch gesonderte Figuren säuberlich aufgeteilt“, ein Verfahren, das durch Zuspitzung von Menschen zu Typen eine satirische Zeichnung wenn auch nicht erzwingt, so doch erleichtert.<sup>16)</sup>

Bei Betrachtung der Frauenfiguren läßt sich diese „typologische Sondierung“ recht deutlich erkennen; hingewiesen sei hier stellvertretend nur auf Lissi Beumann, die Bedienung, ein Fräulein mit Kind, auf Anne Volkmann, die altjüngferliche Tochter aus gutem Hause, auf die „Partylöwin“ und „Beinahekünstlerin“ Berta Volkmann oder die kurvenreiche und sinnliche Sekretärin Marga.

Martin Walser stellt dem Leser in Philippsburg Männer und Frauen vor, deren Erfindung zwar von der Wirklichkeit ermöglicht worden war, die aber dennoch nicht „wahr“ im psychologischen und nicht „wirklich“ im empirischen Sinne sind, und die sich – weiterhin in Anlehnung an Walsers Aussage über die Romanfiguren Kafkas – durch ihre Notwendigkeit innerhalb ihrer Welt, durch ihre Bedeutung im Roman auszeichnen, worauf im Hinblick auf die Frauenfiguren des Romanes noch eingegangen werden muß.

Die vom Autor beabsichtigte Modellfunktion Philippsburgs wird durch den Verzicht auf die Wiedergabe eines Dialektes, der eine „Ortung“ erlaubte, gestützt.<sup>17)</sup>

Auch Soziolekte sind nicht feststellbar; Sprache und Stil beispielsweise Frau Färbers aus dem Arbeiterviertel der Stadt unterscheiden sich nur geringfügig von Sprache und Stil Frau Volkmanns aus dem Villenviertel. Der feststellbare Unterschied in Wortwahl und Satzbau läßt sich im angeführten Vergleich auf den ausgeprägten Idiolekt, auf die „blumige Redegabe“ Frau Volkmanns zurückführen. Berücksichtigt werden muß hierbei allerdings, daß Worte und Sätze beider Frauen meist von Hans Beumann wiedergegeben werden, durch ihn also eine gewisse Nivellierung erfahren.

Die Sprache nahezu aller Figuren enthält umgangssprachliche Einsprengsel, Worte und Wendungen wie „aufpassen“, „heimkommen“, „passieren“, „unten-

durchsein“, „so etwas wie“, „was anfangen“, „basta“ oder „na“. Von Einschränkungen – vor allem bezüglich der Gedanken und Äußerungen Alf Benraths über sich selbst, seine Frau und seine Geliebte oder bezüglich der tagebuchähnlichen Aufzeichnungen Berthold Klaffs – abgesehen, die zu erörtern nicht Aufgabe dieser Untersuchung ist<sup>18)</sup>, läßt sich für den Walserschen Roman feststellen, daß zur Charakterisierung einzelner Figuren Sprache und Stil nur nebensächlich dienen.<sup>19)</sup> Im wesentlichen entstehen die „Porträts der recht zahlreichen Figuren, die zu führen sind, . . . aus der gesellschaftlichen Aktion“ dieser Figuren<sup>20)</sup>, aus ihren Verhaltens- und Handlungsweisen gegenüber anderen, sowie durch Beschreibungen ihres äußeren Erscheinungsbildes; dies kann, sofern es die Frauenfiguren betrifft, am ersten, sich ausschließlich auf Textstellen des Romanes stützenden Teil der vorliegenden Untersuchung leicht abgelesen werden.

Durch den dort unternommenen Versuch, die Porträts einiger weiblicher Romanfiguren jeweils voneinander gesondert nachzuzeichnen, wurde zwangsläufig nahezu unkenntlich, allenfalls ließe es sich noch aus den Seitenzahlangaben erschließen, was die Darstellungsweise der Frauenfiguren im Roman und hier vor allem in seinen bereits erwähnten auktorialen Elementen entscheidend bestimmt: die oftmals fehlende erzählerische Kontinuität.

So werden frühere Lebensabschnitte dieser Romanfiguren rückblendend eingeholt<sup>21)</sup>, „Zusatzauskünfte, Abschweifungen geraten in Gefahr, sich zu verselbständigen. . . . Walser bricht einfach ab, um wieder neu anzusetzen; was dem Roman einen etwas fragmentarischen Charakter gibt, nicht nur, weil am Ende nicht verraten wird, ob Hans Beumanns Gesellschaftsangleichung in der Ehe endet, ob die vollständige Eingliederung erfolgen wird. . . . Walser zeigt Momentaufnahmen, nur ausnahmsweise interessieren ihn Szenen, Situationen bis zum Ende. . . . Bezeichnend . . . ist die Addition von sogenannten Abschweifungen. In der Summe ergeben sie Konzentration auf ein Kernthema“<sup>22)</sup>, die Ehen und Ehebrüche in Philippsburg.

## *2.2. Zur Bedeutung weiblicher Romanfiguren für die im Mittelpunkt stehenden männlichen Romanfiguren*

### *2.2.1. Zur Bedeutung von Frauen für den Bildungsweg Hans Beumanns*

Martin Walsers Romanerstling „Ehen in Philippsburg“ zeichnet im ersten und vierten Kapitel („Bekanntschaften“ und „Eine Spielzeit auf Probe“) den Bildungsweg des jungen Journalisten Beumann nach, ergänzt durch „zwei, zu Kapiteln ausgeweitete Episoden aus dem Leben des Arztes Benrath und des Juristen Alwin“ („Ein Tod muß Folgen haben“ und „Verlobung bei Regen“), „die zu Beumanns vita gleichsam als Fortsetzung und Varianten korrelieren“, sowie durch die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen des Schriftstellers Klaff (ebenfalls in „Eine Spielzeit auf Probe“), gleichsam eine „romantische Alternative“ zum Werdegang Beumanns aufzeigend.<sup>23)</sup>

„Beumann hört sich deutlich wie das englische „boy“ und „man“ an. Tatsächlich steht Hans am Anfang der Geschichte zwischen Unreife und Erwachsensein. Seine Aufnahme in den „Orden“ der Sebastianer „besiegelt seinen dubiosen Werdegang vom Jungen zum Mann. . . . Durch den Umzug

nach Philippsburg wird er mit“ einer „ihm völlig fremden Lebensweise . . . konfrontiert. Sein gesellschaftlicher Zwiespalt wird in Philippsburg“ auch „dadurch weiter vertieft, daß er eine Wohnung im Arbeiterviertel . . . bezieht, aber gesellschaftlich mit einer Familie im . . . Villenviertel verkehrt. Zwischen diesen gesellschaftlichen Extremen . . . in Gedanken und in Wirklichkeit hin- und herpendelnd, verliert er seine Orientierung und seine Identität.“<sup>24)</sup>

Das Gefühl sozialer Heimatlosigkeit währt jedoch nicht lange. Sehr schnell gelingt es Hans Beumann, sich den Herren der sogenannten Philippsburger Gesellschaft anzugleichen, noch schneller vermag er seine in Studienjahren eingenommene Frontstellung gegen reiche Leute aufzugeben; seine Bedenken diesbezüglich werden durch die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, rasch zerstreut.

Diese „Bereitschaft, sich nach dem Bild zu modeln, von dem er glaubt, die anderen hätten es von ihm, macht ihn den anderen ähnlich. Den Kampf“ gegen den Arbeiter der städtischen Straßenreinigung, gegen den Totogewinner, diesen „Bruderkampf . . . gegen sein soziales Doppel, besteht er vor allem deshalb, weil er den glücklichen Zufall“ – auch die Liebe Annes, die zwar unbedingt einen Mann haben will, gerade zu ihm ist ein solcher – „längst als eigene Leistung rationalisiert hat. Gerade wenn er“ nach dem Kampf und nach der Nacht mit Marga „in zwei Hälften zerrissen“ auf dem Bett sitzt, ist diese Zerrissenheit (zwischen der“ Verlobten „und der Geliebten) sein Entréebillet in die gute Gesellschaft, Ausweis seiner gelungenen Enkulturation: Er hat sich der allgemeinen Schizophrenie angepaßt, in welcher der Konventionsbruch selbst konventionalisiert ist. . . . Indem er seine libidinösen Bedürfnisse an die Geliebte abspaltet, wird auch für ihn die Ehe, was sie für alle anderen ist: bloß noch Garantie der sozialen Integration.“<sup>25)</sup>

Einen Werdegang wie denjenigen Hans Beumanns als Bildungsweg zu bezeichnen, kann nur als Ausdruck bitterer Ironie verstanden werden. Der Ironie dieses Ausdrucks, eine terminologische Anknüpfung an die bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückreichende Tradition der sogenannten Bildungsromane, in denen jeweils „der Einfluß der objektiven Kulturgüter und der personalen Umwelt auf die seelische Reifung und damit die Entfaltung und harmonische Ausbildung der geistigen Anlagen“ des Helden „zur Gesamtpersönlichkeit im Mittelpunkt steht“<sup>26)</sup>, entspricht im Roman Martin Walsers die gegenüber der Tradition ironische Umkehr des Handlungsverlaufes. Wird im klassischen deutschen Bildungsroman der Werdegang eines jungen Mannes gezeichnet, der, zu innerer Harmonie und Ausgeglichenheit findend, seine dem Interesse der Allgemeinheit dienenden Charaktereigenschaften als die „wahren“ erkennt, so ist „Walsers Anti-Held“ letztlich innerlich zerrissen und hat sich außerdem „zum erfolgsbesessenen Egoisten“ entwickelt.<sup>27)</sup>

Die bewußte terminologische Anknüpfung an die erwähnte Tradition unterstreicht die Negativität des von Hans Beumann zurückgelegten Bildungswegs, weil sie zu einem direkten Vergleich dieses Werdegangs mit jenen positiv beurteilten, „wahren“ Bildungswegen herausfordert. Überdies wird der Hinweis auf diese „auf den Kopf gestellte“ Tradition Anlaß für Bemerkungen zum Menschen- und Gesellschaftsbild des Autors sein. Für den soeben kurz umris-

senen Bildungsweg Hans Beumanns haben Frauen besondere Bedeutung; bereits die den ersten Teil der vorliegenden Untersuchung bildenden Porträts lassen dies erkennen.

Hans Beumann hat eine sehr enge Beziehung zu seiner Mutter Lissi. In ihrer – wenn auch nicht gänzlich freiwilligen – Bereitschaft, ihn zur Welt zu bringen und alleine zu erziehen, in ihren auch materiellen Opfern ihm zuliebe sieht er Vorentscheidungen für sein künftiges Leben: der Mutter gegenüber ist er verpflichtet, erfolgreich zu sein, wenn deren Mühen nicht umsonst gewesen sein sollen. Die Richtigkeit seiner eigenen Bemühungen um beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg scheint ihm stets dann gewährleistet zu sein, wenn die Mutter jene Bemühungen verstehen kann, und wenn sie ihres Sohnes wegen „froh“ ist.

Hans Beumann ist zwar „ursprünglich keineswegs der opportunistische Karriereemacher, als der er sich am Ende zu erkennen gibt“, „Parvenüdispositionen“ jedoch lassen sich nachweisen.<sup>28)</sup>

Über die Erwähnung des gemeinsamen Auftretens wie „ein junges Paar, das gerade Verlobung gefeiert hatte“ hinaus, erfährt der Leser des Romanes nichts über die möglicherweise große erotische Anziehungskraft der Mutter auf den Sohn. Lissi Beumann ist die einzige Frau, über deren äußeres Erscheinungsbild im gesamten Text nichts ausgesagt wird.

Nicht eigene Zielstrebigkeit, sondern vielmehr das Scheitern eigener Bemühungen um einen beruflichen Anfang, in gewissem Sinne also Zufälligkeit, führt Hans Beumann schließlich in die Philippsburger Fabrikantenvilla. Dort geht „die Initiative seiner Eingliederung ins Establishment“ zunächst auch nicht von ihm, sondern „von den Oberen selbst“ aus.<sup>29)</sup>

Berta Volkmann, „im Vollbesitz ihrer Jahre und materiellen Sicherheit“, kommt „dem mittellosen Jüngling mit erotisch untermalter Mütterlichkeit“ entgegen. . . . „Hans zögerte. (Frau Volkmann) aber griff ihn an der Hand wie einen alten Spielkameraden“ . . . Sie bezeichnet ihn als „Studienfreund“ ihrer Tochter, obwohl er sich selbst bloß als „Studienkollege“ gemeldet hatte. Diese Metapher spricht eine deutliche Sprache. Fast wie ein Kind, ein tumber Tor und willenloses Werkzeug wird er ohne sein Zutun „gegriffen“ und ins „Schlaraffenland“ hineingezogen. . . . Hans Beumanns Inkorporierung“ vollzieht sich „fast gegen seinen Willen.“<sup>30)</sup>

Auch die Herausgabe der „programm-press“ wird ihm angetragen; er hat sich um diese Aufgabe nicht bemüht.

Nahezu ohne eigenes Zutun auf die unterste Sprosse der auch im Establishment vorhandenen beruflichen Karriereleiter gestellt, „entwickelt erst „das gesellschaftliche Sein“ das eigentliche Parvenübewußtsein“ Hans Beumanns<sup>31)</sup>, kommen diesem erst jetzt – zunächst durch eigene Bedenken, dann von Beschwich-tigungsversuchen gehemmt – seine „Parvenüdispositionen“ zugute.

Anne Volkmann erleichtert dem ortsfremden und unkundigen jungen Journalisten den Einstieg in Berufsleben und „Gesellschaftsspiele“ wesentlich. Doch entscheidender für die Bedeutung, die sie für diesen gewinnt, auch gewichtiger

als das Verständnis, das sie ihm entgegenbringt, ist ihre Leidensfähigkeit, ihre Opferbereitschaft, trotz aller Rücksichtnahmen auf Ansehen und Ruf vor allem Hans zuliebe. Nur durch die erduldete Metzerei einer Abtreibung nach fast vier Monaten Schwangerschaft wird Anne für Hans zu einer Frau, die sich mit seiner Mutter vergleichen läßt und der er zu Dank verpflichtet ist.

„Im Leid . . . offenbart sich bei Walser immer wieder eine Seite der Frau, die so etwas wie Größe in sich hat. . . . Erspart bleibt“ ihr „kaum . . . etwas, und im Vergleich mit den Männergestalten läßt“ ihr „Walser leicht das Zehnfache an Leid widerfahren. . . . Walsers Männer erwecken denn auch lediglich unser Verständnis, weil wir in ihren Schwächen unsere eigenen verschärft wiedererkennen können. Die Frauen dagegen verdienen des Lesers ungeteilte Sympathie, manchmal sogar eine mit Mitleid gemischte Bewunderung.“<sup>32)</sup>

Mitleid, weniger Bewunderung, vor allem Pflichtgefühl lassen Hans bezüglich Anne seine in alkoholisiertem Zustand aufgestellte Behauptung vergessen, eine Frau sei eine Frau. Von geringer Bedeutung jedoch bleibt für ihn, daß er im Hause Volkmann neben seiner „gesellschaftlichen Entjungferung“ auch, nämlich durch Anne, seine „erotische Entjungferung“ erfahren hat.<sup>33)</sup>

Ist Hans gesellschaftlich auf Anne angewiesen, denn eine Trennung von ihr wäre in Philippsburg sein berufliches Ende, auch weil er für Arthur Volkmann als Journalist immer noch leicht ersetzbar ist, so will er es nach seinen ersten Erfahrungen mit Anne zur Befriedigung seiner erotischen Sehnsüchte auf keinen Fall sein. Er hat Marga flüchtig kennengelernt, ebenso Birga Benrath und Cécile; „wie ein Blatt im Wind“ treibt seine Phantasie „ziel- und richtungslos von einer Frau zur anderen“<sup>34)</sup>, von Selbstmitleid begleitet.

„Hans zögert“ nicht, „der Welt, besonders aber den Frauen, die Schuld und die Verantwortung für seinen Katzenjammer zuzuschieben: „Seine Trauer umschloß ihn . . . wie ein gut sitzendes Gewand. Es tat wohl, so traurig zu sein, der ganzen Welt und besonders diesen . . . Mädchen Vorwürfe machen zu können und sich verkannt fühlen zu dürfen.“ . . . Unermüdlich“ ist er „auf der Suche nach der Frau, doch“ er ist kein „Schürzenjäger, der um der Eroberung willen erobert.“ Er zieht „in die Welt mit einem Traum im Herzen, nämlich mit der idealisierten Wunschvorstellung von einer Frau, die alle . . . geheimen Sehnsüchte erfüllen kann.“ Er ist „bereit, wenn nicht einer Prinzessin, so doch einem „dunklen Traumädchen“ zu begegnen.“<sup>35)</sup>

Durch Frau Färber, deren Geschwätzigkeit ihn stört, doch deren mütterliche Art ihm wohl tut, erfährt der „einsame“ Hans vor allem Bestätigung. Sie ist stolz auf ihren Untermieter Beumann, sie ist seinetwegen „froh“. „Zum Greifen nahe“ und doch unerreichbar erregt Johanna auch die sexuelle Phantasie Hans Beumanns. Sein Wunsch, halb Kind, halb Mann zu sein, ist mehr als Hoffnung auf Befriedigung.

„Denn der Mann bei Walser ist ein Kind, das nie völlig von der Nabelschnur losgekommen ist. In der Frau sucht er letztlich die Mutter, die verlorengegangene Sicherheit der Kindheit.“<sup>36)</sup>

Überlegungen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges, eines Weges über Anpassung und Widerspruchslosigkeit zu beruflichem Erfolg und gesellschaftlichem Ansehen.

Weil ihn jedoch letztlich derartige Überlegungen nicht zur Umkehr bewegen können, weil eben mit Hans Beumann „was anzufangen“ ist, wird er für würdig befunden, in den „Orden“ der Sebastianer aufgenommen zu werden. Der Kuß der mütterlichen Cordula, nach siegreichem Kampf gegen jenen Eindringling, besiegelt seine Zugehörigkeit zu denen, die „Rang und Namen“ und „einige Lebensart“ haben.

Auch Marga, zumindest ihr zur „Ware“ gewordener Körper, ist jetzt für ihn erreichbar. Was er lange Zeit nur träumen konnte, verwirklicht sich: Marga bietet sich ihm an, und er, „wie ein Kind, dem die Mutter ruft“ (S. 44), eilt sofort zu ihr.

Schwindelgefühle bei Gedanken an Anne wird Hans Beumann verlieren; er wird mit Anne vor allem den Tisch, den Schreibtisch, teilen, mit Marga eher das Bett.

Die Enttäuschung über Margas Tagebuch – in „dieser von Gefühlen und Gedanken ausgeräumten Tagebuchlandschaft sind sogar die Traumsurrogate“ wie Bücher oder Kinofilme „mit Preisschildern sorgfältig versehen“<sup>37)</sup> – läßt jedoch vermuten, auch wenn er sie zunächst verdrängt, daß die Suche nach jenem „dunklen Traumädchen“ auch für Hans Beumann nicht beendet ist, vielmehr früher oder später wieder aufgenommen werden wird.

### 2.2.2. *Zur Bedeutung von Frauen für Dr. Alf Benrath*

„Macht und Erfolg sind es, die Hans Beumann, Parzival, Muttersohn, der am Ende in die Gralsrunde seines Zuschnitts aufgenommen wird, zufallen, indem er sich zu ihnen still und einverständlich verhält. . . .“ Und dennoch erfährt sich Hans Beumann hierbei, „so will es der Autor, als zwiespältig . . . Diesen Zwiespalt erfährt er vor allem . . . in der Diskrepanz zwischen Selbsteinschätzung und Selbstwunsch, der Diskrepanz z.B. zwischen der wahrgenommenen eigenen Unflexibilität, Schwere und Trägheit und dem Anspruch auf Wendigkeit, Brillanz und Schärfe. Das Gefühl jedoch, gebraucht zu werden, erleichtert es ihm, aus der Lethargie dieser Diskrepanz herauszutreten, hinein in die Laufbahn, die Karriere – und gibt ihm die Möglichkeit, diesen Schritt als den üblichen zu „verstehen“: „Mei Gott, das war doch eine sattsam bekannte Biographie in Mitteleuropa, ein schon stereotyp gewordener Verlauf, vielfach formuliert und ins Bild gebracht, dieser Verrat, der den Jüngling zum Mann macht.“ . . . „Hans Beumanns „Selbstwunsch“ ist erklärbar: „Denn Beumann will Benrath sein . . . Beumann wünscht sich in Benrath . . . dessen Eloquenz und Provokationskraft. . . . Beumann macht sich Gedanken, warum Benrath so sein könne, wie er erscheint: „Vielleicht weil er wunschlos war, wo alle anderen wünschten, aber nicht eingestehen wollten, daß sie und wie sehr sie wünschten.“ . . . Es ist aber nicht Wunschlosigkeit, sondern Stärke des Wünschens, die Benrath bestimmt. Wo die anderen ihrem Wunsch in der Abspaltung von Ehefrau und Geliebter nachgeben und damit das Wünschen an die reglementierte,

fragmentarische Befriedigung verraten, beharrt er auf der totalen Erfüllung des Wunsches, – die aber einzig in der Permanenz des Wünschens liegen kann. Wo die anderen durch kontrollierte, plane Spaltung zusammenhalten, erfährt Benrath sich selbst als den „wahren Schizophrenen“ . . . „<sup>38)</sup>

So hat er einerseits Erkenntnisse zum Wesen der Frau gewonnen und ist in der Lage, „das männliche Ich mit klinischer Schärfe“<sup>39)</sup> zu sezieren.

Für Frauen „gab es nur Ernst. . . . Und wie sehr zu ihrem Nachteil waren diese Wesen auf der Welt. Ein Mann hat eben so gut wie kein Gewissen. Er lügt auch dann noch, wenn er glaubt, er spreche die Wahrheit. Frauen aber sagen die Wahrheit, selbst wenn sie zu lügen glauben. . . . Unglück entsteht immer dann, wenn Männer so tun, als verstünden sie eine Frau; gar wenn sie dann einer Frau zuliebe handeln, Leben einrichten ihr zuliebe, Häuser und Familien gründen. Was ein Mann einer Frau zuliebe tut, hat keine Dauer. Er fällt ab. Er kann nur sich selbst zuliebe leben und handeln.“ (S. 191 f. u. 194)

Andererseits folgen diesen „Weisheiten“, die sich durchaus aus dem Zusammenhang, in dem sie Alf Benrath formuliert, lösen und in eine Maximensammlung einordnen ließen, nicht die Taten, die auf eine Verarbeitung der gewonnenen Erkenntnisse hindeuteten.

Auch Dr. Alf Benrath lebt und handelt sich selbst zuliebe. Er will nicht auf sich verzichten. Er will „alle seine Möglichkeiten kennenlernen . . . , alle Spiegelungen seiner Person in einem zweiten Menschen“ (S. 134). Dieser zweite Mensch konnte ihm zunächst Birga sein, die ausschließlich von ihm lebte und somit auch für ihn.

Hoffnungen auf Protektion durch den Schwiegervater, den Professor der Medizin, können als Gründe für seine Eheschließung mit Birga zwar nicht gänzlich ausgeschlossen werden, hatten jedoch vermutlich für den Arztsohn Alf vergleichsweise geringe Bedeutung.

Sobald Alf Benrath wußte, wie „er in seiner Frau erschien“, brauchte er einen neuen „Spiegel“, „weil es sonst nicht auszuhalten war“ (S. 134). Auch sein Beruf gab ihm nicht mehr die Möglichkeit, sich selbst kennenzulernen.

„. . . Sprechstunde, Klinik, Visite, Geburten, Operationen, Geburten, die andächtigen Augen der Patientinnen, ihre häßlichen Leiber, ihre tierische Dankbarkeit. Und wenn ihre Männer kamen, schämten sie sich ihm gegenüber für diese Männer; am Anfang hatte ihn das getragen, wie der Wind einen Vogel trägt, er hatte die Unterwürfigkeit in allen Formen genossen, er war ein Übermann geworden, weil er mit desinfizierten Händen und geschulter Sachlichkeit hantieren konnte, wo die Frauen sonst nur Begier, Anbetung, Gewinsel und Kopflosigkeit gewohnt waren; aber dann waren seine Triumphe Gewohnheit geworden, Geld war eingegangen, die Tage hatten sich hingeschleppt, . . .“ (S. 134)

Alf lernte Cécile kennen. Sie wird seine Geliebte, obwohl er einen Mann, der seine Frau betrügt, für das lächerlichste Wesen hält, das er sich vorstellen kann. (Vgl. S. 136) Er wird ihr Geliebter, obwohl er in Gesellschaft schon mehrfach

vor dem in solchen Fällen einsetzenden Prozeß, „dem irreversiblen Prozeß der Feminisierung der Smokingmännchen, der Männer der besseren Gesellschaft also“ (S. 101), gewarnt hatte. Cécile wird seine Geliebte, weil er sich von Birga nicht trennen kann, seiner beruflichen und gesellschaftlichen Stellung und auch Birgas selbst wegen nicht.

„Cécile und er haben die gleiche Sehnsucht nach unverstellter Kommunikation, aber die verzweifelte Vehemenz, mit der sie diesen Wunsch zum Ausdruck bringen, verweist um so deutlicher auf das Ausmaß der Verheerung. Beide gehen vollständig in dem auf, dem sie doch entkommen wollen – im Macht- und Erfolgsstreben sowie in deren Sicherung. . . . Anstatt glücklicherer Verhältnisse als in seiner Ehe mit Birga verdoppeln sich Verstellung und Verallgemeinerung zwischen Benrath und der Frau, die zu seiner „Geliebten“ wird, weil er unfähig ist zu lieben.“<sup>40)</sup>

Cécile leidet an der „Halbheit“ ihrer Beziehung zu Alf, die „Vorhänge“ und die „niederdrückende Heimlichkeit“ (S. 138) quälen sie. Alf bemerkt dies und nimmt sich dennoch, trotz gegenteiliger Versprechungen gegenüber Cécile, vor, so lange seine Besuche nicht einzustellen, „als Cécile noch nicht völlig zugrunde gerichtet war, so lange eben, als er sich hier noch amüsieren konnte“ (S. 145).

Cécile ist ihm, wie zunächst, nicht einmal mehr „Spiegel“.

„Erst der Freitod seiner Frau reißt ihn aus dem Teufelskreis der Wiederholung des Immergleichen. Benrath analysiert, was er längst nicht mehr für sein Selbst hält – so begreift er seine Existenz als „Seelentheater“ . . . , sieht sich in allen Rollen agieren, sich auspfeifen und Beifall klatschen –, aber sein programmatischer Anspruch, daß der Tod seiner Frau Folgen haben müsse, wird vom Erzähler . . . ironisiert: „Er schlief ein, nachdem er glaubte, lange genug über alles nachgedacht zu haben. Eine Schlaftablette wäre überflüssig gewesen.“<sup>41)</sup>

Auch Dr. Alf Benrath wird auf der Suche nach der Frau bleiben, die ihn glücklich machen könnte, auf der Suche nach Glück, das „im Roman nicht positiv genannt“ wird, „aber den Handlungshintergrund aller dort gezeichneten“, im Mittelpunkt stehenden Männer bildet<sup>42)</sup>, wird sich durch seinen Egoismus selbst im Wege stehen, stets selbst die Ursache jener „Permanenz des Wünschens“ sein.

### 2.2.3. Zur Bedeutung von Frauen für Dr. Alexander Alwin

Martin Walser gelingt es, in der Figur des Dr. Alexander Alwin „eine ganz neue Variante des Emporkömmlings darzustellen. Dabei ist aufschlußreich, daß auch der Frau ein anderer Stellenwert im Koordinatensystem des Erfolgs zugemessen wird. Nicht mehr die üppig protegierende Dame führt den Neuankömmling an die Fleischtöpfe des Establishments, sondern eine zielstrebige Ehefrau, die zum Kompagnon in Sachen Erfolg wird. Was sich herausbildet, ist so etwas wie ein matrimoniales Parvenütum . . .“<sup>43)</sup>

Weil Ilse, die Adlige, ihn, den aus kleinbürgerlichen Verhältnissen Stammen-

den, geheiratet und damit für würdig befunden hatte, durch sie und ihre Familie gefördert zu werden, verehrt Alexander sie. Sein eigenes Minderwertigkeitsgefühl steigert den „Besitzerstolz“, eine Frau wie Ilse an seiner Seite zu haben, ins nahezu Unermeßliche. Dieses Minderwertigkeitsgefühl, und nicht nur der Wunsch nach „Stillung“ sexueller Bedürfnisse, wofür Ilse nicht „zuständig“ ist, da die Beziehung zu ihr „auf nichts Körperliches hin“ drängt, sondern „reine Zuneigung“ ist (S. 206), diese Sucht nach Bestätigung seiner „Kraftnatur“, seiner Fähigkeit, ein „Herrschermann“ zu sein (S.212), treibt Alexander immer wieder in die Arme einer Geliebten, die er jeweils so lange nicht aufgibt, wie sie ihn so verehrt, „wie er sich selbst verehren würde, wenn er in einer zweiten Person auftreten könnte“ (S. 208).

„Prostituierte kamen“ hierbei „für ihn überhaupt nicht in Frage. Das würde er Ilse nie antun. Und sich selbst auch nicht. Auch noch Geld ausgeben für etwas, was er anderswo umsonst haben konnte! Aber es gab auch noch andere Gründe, die gegen Prostituierte sprachen, hygienische Gründe und vor allem psychische, jawohl, denn diese bezahlten Frauen brachten ihm nicht jene Verehrung, jene dienende Hingabe entgegen, die er von seinen Geliebten verlangte.“ (S. 211)

Dienende Hingabe ist der Maßstab, an dem Alexander Alwin seine Geliebten, die meist Mannequins, Tontechnikerinnen, Sekretärinnen, Sprechstundenhilfen oder Platzanweiserinnen sind, mißt. Unverzichtbar ist ihm ferner bei jeder Frau, die er „erobert“, deren Bestätigung, daß er alle jeweiligen Vorgänger – denn keine „Geliebte ist zum ersten Mal Geliebte, auch wenn sie's noch so beteuert“ (S. 209) – bei weitem übertrifft.

„Solange er noch keinen über alle Häuser der Stadt hinwegstrahlenden Namen hatte, war ihm die Bewunderung und Verehrung, die ihm nachts in den Zimmern seiner Geliebten zugeflüstert wurde, so wichtig wie die Nahrung am Tage. Später, wenn einmal die Leute nach links und nach rechts auseinandertreten würden, wenn er irgendwo erschien, ... dann wollte er nur noch Ilse lieben, dann war die Zeit des Ausgleichs und der Belohnung gekommen: Ilse allein sollte die Bewunderung an seiner Seite genießen, mit einer noblen Handbewegung würde er alle Aufmerksamkeit auf sie lenken, ihr gewissermaßen so sein Lebenswerk und den strahlend aufgehenden Ruhm widmend.“ (S. 208)

Daß dieses Lebenswerk nicht ausschließlich als das Seine bezeichnet werden können wird, daß er vielmehr bereits jetzt seinen nebenberuflichen Posten als Rundfunkkrat sowie die Voraussetzungen zu einer Karriere in der von ihm mitgegründeten christlich-sozial-liberalen Partei wesentlich der Protektion und den Initiativen Ilses verdankt, daß er also in diesem Falle nicht ausschließlich der Belohnende sein können wird, sondern auch als der Belohnte angesehen werden müßte, dies übersieht Alexander. Seine Selbstgefälligkeit läßt ihn gelegentlich vergessen, weshalb er Ilse verehrt.

„Er war zwar eine Kraft, aber sie gab die Form, sie faßte die Kraft, machte sie zur Wirkung fähig, sie waren aufeinander angewiesen, es war lächerlich, Gedanken gegen Ilse zuzulassen in seinem Kopf, das war Schwächung, war Verrat.“ (S. 254)

Und dennoch weicht seine Verehrung für Ilse zeitweise auch Haßgefühlen, die vor allem deren „männliche“ Eigenschaften wie Klugheit oder Nüchternheit, eine Nüchternheit, die, bis auf wenige Stunden, sogar „weibliche“ Eifersucht ausschließt, in Alexander hervorrufen.

Grundsätzlich haßt Alexander Alwin „den Hochmut der Jungesellen, die auf alle Ehemänner wie auf Krüppel herabsahen und ihnen mit einem geringschätzigen Mitleid begegneten. Ihm trauten sie überhaupt nichts zu. Wahrscheinlich weil er dick war, weil er kein Sportsmann war, keine Schwimmlehrerfigur zur Schau trug, ja ja, wenn die wüßten, was der bemitleidete, der bespöttelte Ehesklave Alwin, der dicke Alwin, wie er auf der Universität genannt worden war, was der schon an Liebesleistungen hinter sich gebracht hatte! Aber er hatte sich alle Erzählungen, alle Mitteilungen versagt. Getreu seinem Grundsatz: was meine Frau nicht weiß, das geht auch keinen anderen etwas an.“ (S. 203)

Der Haß auf den Hochmut der Jungesellen schließt nicht aus, daß Alexander den jungen Hans Beumann für einen Idioten hält, weil er, genau wie einige Jahre zuvor er selbst, den Jungesellenstand zugunsten einer Karriere aufgibt. (Vgl. S. 253)

Wie Alf Benrath, so ist auch Alexander Alwin in der Lage, „Allgemeingültiges“ zum Thema „Mann und Frau“ zu formulieren.

Die „Liebe“ ist „nicht bloß eine rosige Angelegenheit . . . , in der man von Erfolg zu Erfolg schreitet. . . .“ Jede „neue Affäre“ ist „ein Griff nach dem Unmöglichen“ und trägt „den Keim der Enttäuschung schon von Anfang an in sich“. . . . Die „Frau, die wir lieben, ist immer ein Ersatz für eine, die wir noch nicht haben, oder . . . nie haben werden . . .“ (S. 204 f)

Bezeichnend für Alexander Alwin ist in diesen Äußerungen vor allem die geringe Unterscheidung zwischen „Liebe“ und „Affäre“ sowie die verdinglichende Wendung „eine Frau noch nicht haben“.

Ebenso wie im Falle Alf Benraths folgen auch hier den „Weisheiten“ nicht die Taten, die auf eine Verarbeitung gewonnener Einsichten hindeuteten. Im Unterschied zu jenem aber erfährt sich Alexander Alwin nicht als ein „wahrer Schizophrener“, auch nicht im Rückblick, nach jenem folgenschweren Verkehrsunfall, auf sein bisheriges Tun. Seine Selbstaufgabe gleicht eher kindlichem Schmollen: Ärger über andere, Gleichgültigkeit gegenüber von nun an Geschehendem und Selbstmitleid. Er gelangt selbst durch die Tatsache, daß durch eigenes „Imponiergehabe“, überhöhte Geschwindigkeit infolge übertriebener Lässigkeit, in diesem Falle vor Cécile, der Tod eines anderen Menschen, in diesem Falle eines Motorradfahrers, mitverschuldet wurde, nicht zu der Erkenntnis, in welchem Ausmaß ihn der Wille bestimmt, das eigene Ich auszuleben, nicht auf sich zu verzichten.<sup>44)</sup>

Im Hinblick sowohl auf Alf Benrath als auch auf Alexander Alwin wird jedoch deutlich: „Weil die Reste ihrer Subjektivität, mit denen sie aus der Mechanik der gesellschaftlichen Bestimmtheiten ausbrechen wollen, sich nicht ganz ausräumen lassen, versuchen sie die Realisierung des ihnen vorenthaltenen Glücks, was aber im Leerlauf eines wiederum auf Verstellung

gegründeten „Verhältnisses“ erstickt. So erweist sich ihre Deformation als unausweichlich. Selbst der Versuch, die aus ihren Ehen vertriebene Privatheit als letztes Refugium gegen die allherrschende Verdinglichung in eine „Liebschaft“ zu retten, scheitert an deren Betrugscharakter, daran, daß sie auch ihre „Geliebten“ nicht als Subjekte anzusehen imstande sind . . .“<sup>45)</sup>

#### 2.2.4. Zur Bedeutung von Frauen für Berthold Klaff

Nach Hans Beumann, Dr. Alf Benrath und Dr. Alexander Alwin „glaubt Walser seinen Lesern wohl ein Gegenbild schuldig zu sein: den Nonkonformisten Berthold Klaff. . . . Der weniger anpassungsfähige Kollege des Hans Beumann . . . mokiert sich“ in seinen tagebuchähnlichen Aufzeichnungen „über die Welt. Er verachtet den Kulturbetrieb und die Politik, die Menschenliebe im allgemeinen und seine Frau im besonderen. . . . Sein Autor läßt ihn verrecken mit einer heroischen Attitude, die aus dem Kunstgewerbeladen stammt, Abteilung Tragik. Ein peinliches Fazit. Walsers Gesellschaft gestattet das unbeschädigte Leben nicht einmal den Außenseitern.“<sup>46)</sup>

Zum Außenseiter wird Berthold Klaff nicht aufgrund seines Egoismus; durch ihn unterscheidet er sich von keinem der anderen im Mittelpunkt des Romanes stehenden Männer.

„Lieben, an einem zweiten Menschen das gleiche Interesse nehmen wie an sich selbst, das kann ich nicht.“ (S. 295)

Auch sein Verhalten Hildegard gegenüber gleicht dem anderer Ehemänner; er belügt sie, gesteht ihr sein Unvermögen, sie zu lieben, nicht ein. Hildegard erfährt erst durch die heimliche Lektüre jener Aufzeichnungen ihres Mannes die Wahrheit, trennt sich sodann von ihm.

Zum Außenseiter wird Berthold Klaff jedoch durch die Deutlichkeit, mit der er sich selbst seines Egoismus bewußt ist und vor allem durch die Klarheit, mit der er den zur Erlangung von Macht und Erfolg „notwendigen“ Prozeß der Anpassung und Unterordnung durchschaut.

Hildegard, und die Verallgemeinerung ist zulässig, jede Frau bedeutet ihm, im Vergleich zu sich selbst, scheinbar nichts.

Alle Versuche, Hildegard zuliebe „vorwärtszukommen“, scheitern daher. Er kann und will nicht auf sich selbst verzichten, sich anpassen oder unterordnen.

Auch seine Eltern, insbesondere seine Mutter, bedeuten ihm nur wenig. Die Trauer seiner Mutter über den im Krieg gefallenen älteren Sohn erweckt im jüngeren Bruder Berthold keinerlei Mitleid und erst recht nicht das Gefühl, zum „Vorwärtskommen“ verpflichtet zu sein und der Mutter, den Eltern, helfen zu können, wieder „froh“ zu sein. Da „könne man nichts machen“ (S. 298) bleibt Bertholds einziger Kommentar.

„Vermissen ich Hildegard? Es ist noch leerer im Zimmer. Aber ich atme leichter. In den Augen der Welt habe ich wieder einmal versagt. In meinen Augen ist durch Hildegards Weggang mein schlimmstes Versagen korrigiert worden. . . . Mich juckt's in den Schamhaaren, oh, ich bin eine lächerliche Figur . . .“ (S. 300 u. 339)

Letztlich jedoch scheint Berthold mit jener Korrektur nicht einverstanden zu sein.

„Manchmal stelle ich mir vor, daß es schön wäre, ein Mann zu sein, der „vorwärts“ kommen will, der seine Frau „liebt“, Kinder will und in seiner Familie aufgeht. Aber ich darf diesem Wunsch nicht nachgeben. Das ist der Wunsch, ein anderer zu sein. Wenn ich mich ganz von diesem Wunsch durchdringen lasse, muß ich aufhören zu leben, denn ich habe keine Kraft, jener andere zu werden. Also ist der Wunsch, ein anderer zu werden, eine Versuchung, sich umzubringen . . .“ (S. 295 f.)

Berthold Klaff gibt diesem Wunsche nach, kann der Versuchung nicht mehr widerstehen.

### *2.3. Zur Bedeutung der Frauenfiguren für den Bildungsweg des Lesers und zum Beitrag der Frauenfiguren zu dem im Roman zum Ausdruck gelangenden Menschen- und Gesellschaftsbild des Autors*

Hans Beumann – und der Leser mit ihm – lernt „die Beziehungen zwischen Kultur, Politik, Wirtschaft und den Medien kennen, die, unsichtbar für die Öffentlichkeit, in Philippsburg ständig angeknüpft und gepflegt werden. Der naive Ankömmling schaut diesem Gesellschaftsspiel leicht verwundert, aber im wesentlichen bejahend zu. . . . Weil Politik, Wirtschaft und Massenmedien in unserem Zeitalter so eng miteinander verflochten sind, ist die Kommunikationsindustrie ein besonders geeignetes Barometer für das demokratische Bewußtsein eines Landes. Für dieses Bewußtsein in Philippsburg zeigt das Barometer ein Tief.“<sup>47)</sup>

Die Verantwortlichen der Massenmedien und diejenigen, die politisch und wirtschaftlich mit diesen Massenmedien und ihren Vertretern zusammenarbeiten, nutzen ihre Stellung und ihren Einfluß stets zur Durchsetzung persönlicher Interessen.

Einzig Grund dafür, daß auf jene „servilen Existenzkämpfe“<sup>48)</sup> im Reiche der Medien in der vorliegenden Untersuchung nicht reflektiert wird, ist die Tatsache, daß dort ausschließlich Männer zu Felde ziehen. Frauen übernehmen, dem Roman zufolge, dort allenfalls untergeordnete Funktionen. So ist Anne „nur“ Mitarbeiterin Hans Beumanns, Marga zunächst „nur“ Sekretärin, und Ilse managt ihren Mann ausschließlich inoffiziell.

Ganz allgemein gesprochen und abgesehen von privater weiblicher Beeinflussung sind Politik, Wirtschaft und auch der Sport diejenigen Territorien, die eindeutig der Männerwelt zugerechnet werden müssen.

„Kunst ist zum weiblichen Capriccio degradiert. Die arrivierte Gesellschaft

der Adenauerschen Restaurationsepoche versteht sich nicht mehr als Tempelherrin der kulturellen Erbschaft. Ihr Statussymbol drückt sich eher in repräsentativen Luxuslimousinen als in einem repräsentativen Umgang mit Kunst aus. Im Gegenteil, ein allzu ausgeprägtes Kulturbewußtsein ist der Karriere bloß hinderlich.“ Ein „Rundfunkintendant . . . wird abgesetzt, weil er „einen Kulturfimmel“ hat und „die Leute mit historischem Quatsch“ . . . überfüttert; wohingegen der aufsteigende Nachfolger, der „Tanzkapellmeister“ war und Sportwagen mit „Spezialkarosserien“ fährt, weit größere Erfolge verbuchen kann.“<sup>49)</sup>

Berta Frantzke, die sich selbst durchaus als Hüterin einer kulturellen Erbschaft versteht und dies durch die Stiftung eines Musikpreises auch ins öffentliche Bewußtsein bringt, wird von den Angehörigen der sogenannten Philippsburger Gesellschaft nicht zuletzt aus diesem Grunde eher belächelt.

Dem Autor freilich, der seiner Romanfigur den Mißbrauch der Musik Richard Wagners und deren Mißdeutung im Dritten Reich nicht bewußt, sondern im Gegenteil durch Mißbrauch und Mißdeutung diese Musik zum für sie bedeutendsten Kunsterlebnis werden läßt, dient Berta Frantzke darüberhinaus – wie auch die Figur des bislang noch nicht erwähnten Verwaltungsdirektors des Philippsburger Stadttheaters – zum Hinweis auf die zur Entstehungszeit des Romanes deutlich feststellbare Präsenz faschistischer Vergangenheit im Deutschland Konrad Adenauers.

Berta Volkmann, in deren Hause Künstler ein- und ausgehen und die stets selbst auf dem Wege zu Künstlern ist, wird in Philippsburg kaum zum Ziel von Witz und Spott. Die Nützlichkeit ihrer Partys unterbindet dies. Künstlerische Darbietungen, sofern es sie bei jenen Feiern überhaupt noch gibt, werden als angenehmer Hintergrund empfunden, vor dem sich Geschäftspartner schneller kennenlernen und Geschäfte leichter abwickeln lassen.

Die Philippsburger Festivitäten sind „bloße Interessenverfilzungsmanöver,“ bei denen „jeder einzelne ein ernst zu nehmendes Programm zu erledigen“ hat. In den Intervallen dazwischen aber herrscht tödliche Langeweile, verbunden mit den angestrengtesten Versuchen, das immer wieder „erstikende Gespräch“ künstlich zu beleben oder – mit fortschreitendem Alkoholkonsum – das gesteigerte Bedürfnis der Damen, ihre sexuellen Potentialitäten einem größeren Publikum kundzutun.“<sup>50)</sup>

Das „gute“ Design, die Kunst, die sich nützlich macht, ist es schließlich auch, die die überwiegend weibliche Kundschaft im Kunstgewerbeladen Céciles sucht, findet und käuflich erwirbt; nicht Bilder und Plastiken, sondern beispielsweise Espressomaschinen in „ansprechendem“ Gehäuse sind gefragt.

Antiquitäten als stumme Zeugen der Vergangenheit haben nur noch in Cordulas Nachtlokal eine – wenn auch zweifelhafte – Bedeutung.

Während die Herren der sogenannten Philippsburger Gesellschaft „bei ihren offiziellen Geselligkeiten Reminiszenzen an die Vergangenheit als historischen Unsinn abtun und nur noch durch technische Innovationen zu beeindruckend sind, bedürfen sie für ihr erotisches Refugium des Prunks vergangener Jahrhunderte. Und so frönen sie den Wonnen der Gewöhnlich-

keit unter „Engelsköpfen“ und „Kirchenleuchtern“, in „Schlummerlogen“ zwischen Säulensockeln und Balustraden; . . . Das gibt . . . die historische Weihe . . . Das schafft das Klima, in dem auch erwachsene Männer, Fachleute und Manager, atavistische Träume haben und sich in den Philippsburger Ritterstand gehoben fühlen. Hier werden die Floor Shows als Kunst deklariert, weil sie das Leben des Heiligen Sebastian darstellen, und die sexuellen Gelüste zu „höheren“ Bedürfnissen stilisiert, da sie in sakraler Drappierung erscheinen.“<sup>51)</sup>

So skizzenhaft das im Roman gezeichnete Porträt Cordulas auch ist, es gelingt Martin Walser dennoch, durch diese Romanfigur und ihr „Reich“ dem Leser Wesentliches mitzuteilen.

Er zeigt ihm durch die Figur dieser alleinstehenden Frau, daß auch eine Frau „Führungsqualitäten“ besitzen kann. Die Tatsache, daß Cordula die Metamorphose eines Antiquitätengeschäftes in ein Nachtlokal bewerkstelligen konnte, weist sie nicht nur als geschäftstüchtig und zielstrebig aus, sondern auch, da von männlicher Hilfe bezüglich jener Metamorphose nicht gesprochen wird, als eine Frau, die alleine „ihren Mann zu stehen“ vermag. Im Nachtlokal werden dieser Frau ihre „Führungsqualitäten“ nicht abgesprochen; wie es sich im Falle sogenannter Männerberufe verhielte, darüber ließen sich nur Vermutungen äußern.

Was durch Cordula deutlich wird, unterstreichen auch andere Frauenfiguren des Romanes: das inoffizielle Management Ilse Alwins, die marktbeherrschende Position Céciles und der Berufswechsel Margas sind eindeutige Belege dafür, daß Geschäftstüchtigkeit und Zielstrebigkeit, der Ausgrenzung einer männlichen Berufswelt zum Trotz, eben nicht als ausschließlich männliche Eigenschaften angesehen werden können.

In Marga gelingt es Martin Walser außerdem, plakativer als durch die auf ihren mühsam erarbeiteten Besitz, jenen „düsteren Schlauch“, stolze Frau Färber, einen weiblichen Emporkömmling zu skizzieren, der um jeden Preis zu einem „großen Tier“ werden will. Auch Emporkömmlingsmentalität erweist sich also als eine allgemeine und nicht etwa typisch männliche Zeiterscheinung.

Martin Walsers „Roman bietet . . . ein ganzes Panorama von Aufgestiegenen, Aufsteigenden und Aufsteigenwollenden.“ In Philippsburg macht sich „das Vorwärtskommen in allen Schichten bemerkbar. . . . „Alle gegen alle, das ist Freiheit“ . . . , hatte Fabrikant Volkmann die Situation kommentiert und damit nur das neoliberalistische Grundkonzept des Vaters des Wirtschaftswunders zum Ausdruck gebracht.“<sup>52)</sup>

Die Charakterisierung der Schlüsselherren des Nachtlokals „Sebastian“ als Männer von „Rang und Namen“ und „einiger Lebensart“ sagt daher nichts über die Abstammung und Herkunft des einzelnen aus, sondern nur über die Anpassungs- und Unterordnungsfähigkeit, mit deren Hilfe der einzelne sich im Kampf aller gegen alle erfolgreich „hochdienen“ konnte. Martin Walser verdeutlicht dem Leser in der Beschreibung dieses Nachtlokals und seines Innenlebens zusammenfassend nochmals, was sich im Roman zum männlichen Verhalten und zur männlichen Erwartungshaltung gegenüber Frauen auch an einzelnen Figuren und Episoden ablesen läßt. Auf Abweichungen vom und Begründungen des im folgenden Skizzierten wurde bereits hingewiesen.

Männer sind auf der Suche nach Frauen, die ihnen Mutter und Geliebte gleichzeitig sein können, die ihnen Geborgenheit zu geben in der Lage sind, die sie Bestätigung erfahren lassen und ihre sexuellen Bedürfnisse „stillen“. Cordula gibt sich als eine derartige Frau, ist, wenn auch vulgär, so doch präzise ausgedrückt, „Puffmutter“. Zur Erfüllung von Wünschen, die sie „ihren“ Männern nicht selbst erfüllen kann, dienen ihr die Mädchen.

Wenn auch auf weniger „hohem Niveau“, so erfüllt Johanna doch ähnliche Erwartungen.

Daß jene Metamorphose vom Antiquitätengeschäft für sakrale Kunst in ein Nachtlokal überhaupt möglich war, und dies auch noch „fließend“ und „bruchlos“, war äußeres Anzeichen einer sich im Innersten der Gesellschaft vollziehenden Wandlung, einer Umwertung nahezu aller Werte. Christliche Gemeinschaft beispielsweise wurde ersetzt durch bloße Geselligkeit.

Noch nicht einmal Geselligkeit, allein die Ansammlung von Menschen regt in Alf Benrath den Vergleich einer Kinovorstellung mit einem Gottesdienst an: „Es ist wie in der Kirche, . . . viele Leute sitzen nebeneinander und schauen nach vorne.“ (S. 179)

Das Eigenschaftswort „christlich“ existiert, ebenso wie „sozial“ oder „liberal“, ausschließlich sinnentleert im Namen einer Partei. Die Begriffe „Verlobung“ und „Ehe“ haben ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, rücken in unmittelbare Nähe von „Stapellauf“ und „Einweihung eines Kraftwerkes“. (S. 242)

Eheliche Treue definiert Alexander Alwin als Schweigen über Seitensprünge, der Betrug dient der „Schonung“ der Ehefrau.

Die Auswirkungen derartiger Definitionen auf andere Begriffe, wie zum Beispiel „Nächstenliebe“ oder „Wahrheitsliebe“, sind ersichtlich. So wird der Lügner als Schöpfer einer zweiten Wirklichkeit zu einer „Variation Gottes“. (S. 159)

Vor allem durch die Bedeutung, die die Massenmedien für die Gesellschaft Philippsburgs haben, wird deutlich, daß Religion und Kirche unwichtig geworden und längst durch „Weltliches“ ersetzt sind.

„Früher“, so läßt Martin Walser seine Figur Hans Beumann denken, „wäre der Intendant bestimmt Erzbischof geworden“. (S. 113) Und Mikrophone, so der Eindruck Hans Beumanns, sind das Allerheiligste. (Vgl. S. 111) „Gott ist unvorstellbar“ (S. 301), schreibt Berthold Klaff, weswegen ihm Vertrauen auf Gott unmöglich ist; denn, so Berthold Klaff weiter, „zum blinden Vertrauen bin ich zu . . . zu . . .“ (S. 288)

Nur für äußerst kurze Zeit sieht sich Alexander Alwin veranlaßt, seine Selbstgefälligkeit zu dämpfen, um nicht einen „eventuellen Gott“ unnötig zu reizen. (S. 214) Eitelkeit ist an die Stelle Gottes getreten.

Nur im Gedenken an Margas körperliche Reize entfährt Hans Beumann manchmal der Stoßseufzer „Mein Gott!“, sein einziges im Roman erwähntes Gebet gibt dem Wunsch Ausdruck, wegen Anne nicht auf Marga verzichten zu müssen.

Alf Benrath bittet zwar „einen Augenblick um Hilfe von oben“, betet zu Gott, er möge ihm helfen, „einen Damm zu errichten gegen sich selbst“ (S. 145), setzt aber grundsätzlich Religion und Moral einem künstlerischen Stil gleich und lehnt jeden Gehorsam ihnen gegenüber ab, da man sich ja doch nur die Mühe erspare, „sich selbst entdecken zu müssen“. (S. 133 f.) Alf Benrath ist, wie alle anderen auch, der Seufzer und Gebete ungeachtet, praktizierender Atheist. Daß er sich, entgegen seiner diesbezüglichen Äußerung, den „neuen“ gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen nicht immer entzieht, konnte gezeigt werden.

Was Martin Walser dem Leser am Ende des Romanes durch die Figur Cordulas und durch ihr „Reich“ in zugespitzter Form vor Augen führt, die Ersetzung von Religion und religiösen Werten durch Gesellschaft und gesellschaftliche Werte, wie Macht oder Erfolg, läßt sich an der Figur der „Beinahekünstlerin“ Berta Volkmann schon zu Beginn des Romanes entdecken.

Sehr schnell ist ersichtlich, was Berta Volkmann unter der Befreiung vom „Zwang kleingemünzter Religion“ und unter „tiefem Einverständnis mit höherer, gewissermaßen nicht kodifizierbarer Religiosität und Moral“ (S. 25) versteht. Gemeint ist vor allem hemmungsloser Ehebruch, der allerdings nicht mehr als solcher empfunden wird, da ja die Ehe ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hat.

Religiöse Motive bilden bereits in Berta Volkmanns „frühen“ Gemälden, ähnlich wie die sakrale Kunst in Cordulas Nachtlokal, nur den Hintergrund. Und selbst dort erscheint ihre Bedeutung pervertiert: aus einer segnenden Priesterhand wird eine verkrampfte Hand, die dem Betrachter ein Kreuz ins Gesicht schlägt.

Für Berta Volkmann, „die Priesterin der Kunst“ (S. 33), ist Kunst in Wahrheit nichts „Heiliges“. Sie betreibt und fördert die Kunst nicht um der Kunst willen, sondern allein zum Zwecke der Selbstdarstellung, zur Ausgestaltung ihrer Rolle, die sie in der sogenannten Philippsburger Gesellschaft spielt.

Kunstgenuß ist „Berieselung“ mit Künstlerischem in geselliger Runde. Kunst, die versucht, wenn auch in „unverblümter Metaphernsprache“ (S. 95) wie beispielsweise ein gesellschaftskritischer Roman des bedeutendsten Dichters der Stadt Philippsburg, auf gesellschaftliche Mißstände aufmerksam zu machen, einzelne Persönlichkeiten und ihr Tun anzuprangern, diesen die Leviten zu lesen, wird von Berta Volkmann und ihrem Bekanntenkreis mit „Andacht“ zur Kenntnis genommen, die durch sie hervorgerufenen „fröstelnden Gänsehäute“ (S. 95) werden genossen, die Kritik wird mit „offenem Applaus“ (S. 95) beantwortet. Dem Dichter wird von Berta Volkmann ein Kuß auf die Stirn gedrückt: „Der Musensohn leidet an der Welt. So ist's recht.“ (S. 98) Aber er und seine Kunst bewirken nichts.

Vor der Kulisse dieser scheinbar durch nichts zu erschütternden „wertlosen“ Gesellschaft tritt Birga Benrath auf, weltfremd, entrückt, überirdisch, wie ein Engel, was selbst Berta Volkmann bemerkt.

Birgas stets feststellbare Abgelöstheit – auch bei gemeinsam mit ihrem Manne unternommenen Partybesuchen – von der sie umgebenden Gesellschaft ist

äußeres Zeichen ihrer inneren Einstellung: „glühende Stille“ (S. 150), Konzentration ausschließlich auf den Mann an ihrer Seite, Negierung jeder Bindung an andere Menschen.

Birga Benrath verkörpert „empfangende Kraft“, ist „mehr zur Rückwirkung bestimmt“, denn „zur Einwirkung“, zeigt „mehr leidende Empfänglichkeit“ als „Selbstthätigkeit“, ist „auf Einheit gerichtet“, versinnbildlicht „Haltung, Wärme, Innigkeit“ sowie „beharrliches Ausdauern“ und „ruhiges Dasein“, ihr widerstrebt „abstraktes Denken“, sie handelt tugendhaft aufgrund von „in die Natur selbst übergegangenen Gesinnungen“, in ihr zeigt sich das schöne „Schauspiel einer freiwilligen Herrschaft edler Gesinnungen“.<sup>53)</sup>

Birgas Nonkonformismus ist kein intellektueller Nonkonformismus, sondern ist „natürlich“, ist „angeboren“.

Innere und äußere Vollkommenheit, jene Birga charakterisierende Harmonie war ihr schon in ihrer Jugend eigen, vom Autor bildlich hervorgehoben durch die sie damals umgebende, arkadisch anmutende Gartenlandschaft.

Doch dieses kleine Arkadien war umzäunt und lag inmitten des Voralpenlandes. Bildlich auch dies; Kontakt mit der Welt, der Birga „nicht ändern, sondern allenfalls verletzen konnte“ (S. 149), war unvermeidlich. Zum Kampf ist Birga nicht fähig. Enttäuschungen zerrütten sie.

Die Einbuße der absichtslosen Vollkommenheit ihrer Bewegungen (vgl. S. 150), dieser „Grazie“, die eigentlich nur „in demjenigen menschlichen Körperbau . . . erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott“<sup>54)</sup>, die Trübung ihres Blickes und eine psychosomatisch erklärbare Haarkrankheit begleiten äußerlich die Zerstörung der „schönen Seele“.<sup>55)</sup> Vor den Trümmern ihrer Traumwelt begeht Birga Benrath Selbstmord. Martin Walser läßt ihr „in diesem so ganz anderen Jahrhundert“ (S. 156) keine andere Wahl.

„Die vorherrschende Kennzeichnung des Romans als satirischer darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß er keine herkömmlich satirische Perspektive . . . entwickelt. Wo die Vereinnahmungskraft einer „verkehrten Welt“ total geworden ist, läßt sich kein – moralischer, intellektueller oder gar politischer – Standort finden, von dem aus ihre Verkehrtheiten geißelt werden könnten.“ Der in Martin Walsers Romanerstling „Ehen in Philippsburg“ „spürbare Grundton von Trauer, Melancholie und Weltekel“ ist „erzählerischer Ausdruck der epochalen Erfahrung, es könne „kein richtiges Leben im falschen“ geben.“<sup>56)</sup>

Dem Leser gibt daher der Roman, auch wenn die geschilderten Einzelschicksale als Parabeln zu verstehen sind, „die mit Schuld und Strafe enden, . . . Warn-Bilder vom falschen, d. h. ich-bezogenen Handeln“<sup>57)</sup> sind, auf die Frage, wie er selbst handeln solle, nur eine Antwort: so nicht.

## Nachbemerkung

Martin Walser gewährt in seinem Romanerstling „Ehen in Philippsburg“ dem Leser Einblick in Ehen oder sich anbahnende Ehen, deren gemeinsames Merkmal ständiger Ehebruch oder Verlogenheit ist: Berta Volkmann betrügt ihren Mann Arthur, Alf Benrath und Alexander Alwin betrügen ihre Frauen Birga und Ilse, Hans Beumann, die Hauptgestalt des Romanes, hintergeht Anne Volkmann, seine Verlobte, bereits vor der Ehe durch ein Verhältnis mit Marga, Berthold Klaff gesteht seiner Frau Hildegard nicht ein, daß er unfähig ist, sie wirklich zu lieben, das Ehepaar Färber hält die eheliche Treue ausschließlich deswegen hoch, weil ihm zur Abweichung vom Pfad der Tugend die finanziellen Mittel fehlen, dem Manne zuhause umsonst gewährt wird, was er beispielsweise bei Johanna bezahlen müßte, und der Vater Hans Beumanns schließlich hatte sich Lissi Beumann nur für wenige Wochen zur Frau auserkoren.

Männlicher Egoismus, der nur Selbstliebe zuläßt, und vor allem der allgemeine Verfall religiöser wie auch moralischer Werte und Normen erweisen sich als die Ursachen des sittlichen Chaos. Als neue „Werte“ gelten nun hauptsächlich Macht und Erfolg.

Die vom Autor zur Erzählung gewählten Figurenperspektiven, der Blickwinkel Beumanns, Benraths, Alwins und – unter Berücksichtigung der erwähnten Besonderheiten – auch derjenige Klaffs, ziehen weder Einseitigkeit der Darstellung nach sich, noch schmälern sie die Bedeutung der Frauenfiguren für den Roman.

Auktoriale Elemente und Einschübe direkter oder indirekter Rede treten der Einseitigkeit entgegen.

Die Bedeutung der Frauenfiguren für den Roman ist eine zweifache: zum einen haben Frauen eine bestimmte Bedeutung für jene vier Männer und zum anderen wird durch Frauen dem Leser etwas bedeutet.

Für Hans Beumann bedeutet eine Frau die Möglichkeit, nicht nur Befriedigung, sondern auch Bestätigung zu erlangen, durch das Gefühl, „bemuttert“ zu werden, Selbstsicherheit zu finden. Ähnliches gilt für Alexander Alwin. Alf Benrath sieht in einer Frau vor allem einen Spiegel, der ihn sich selbst erfahren läßt. Berthold Klaff scheint einer Frau keine Bedeutung beimessen zu können. Sein Selbstmord jedoch ist auch das Eingeständnis, sich nicht selbst zu genügen.

Dem Leser führt Martin Walser durch Frauenfiguren unter anderem vor Augen, wie sehr Macht- und Erfolgsstreben „Allgemeingut“ geworden sind. Auch zu großen Opfern bereiten Frauen wie Lissi Beumann und Anne Volkmann ist dieses Streben eigen.

Die Romanfigur Berta Frantzke verkörpert den latenten Faschismus, Berta Volkmann und Cordula sind Vertreterinnen der Dekadenz, und Birga Benrath schließlich ist die Personifizierung eines Ideals der Vergangenheit, durch das die „Wertlosigkeit“ der beschriebenen Gegenwart besonders deutlich hervortritt. Über die Zukunft schweigt der Roman.

## Anmerkungen

- 1) Grass, Günter: Geschenkte Freiheit, Versagen, Schuld, vertane Chancen.  
In: DIE ZEIT – Nr. 20 – 10. Mai 1985. S. 21.
- 2) Für die vorliegende Untersuchung wurde herangezogen: Walser, Martin: Ehen in Philippsburg. Suhrkamp Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main, 1. Auflage 1985.
- 3) Schwarz, Wilhelm Johannes: Der Erzähler Martin Walser. Francke Verlag Bern und München, 1971. S. 21.
- 4) Walser, Martin: Beschreibung einer Form – Versuch über Franz Kafka. Ullstein Verlag Frankfurt am Main – Berlin – Wien, 1978. S. 36.
- 5) Von einem Weiterwirken Kafkascher Technik kann auch hinsichtlich der Struktur des Romanes gesprochen werden.  
„Neben der Perspektive des Erzählens verweist als zweite Eigenheit des Romans ... sein Konstruktionsprinzip auf Kafka. ... Beumann, Benrath, Alwin und im gewissen Sinne auch Klaff, stehen in einem inneren Zusammenhang. Alle sind als Parallel- und Gegenfiguren auf die Hauptgestalt bezogen. ... Parallelität und Antithetik sind“ bestimmende „Konstruktionsprinzipien.“  
Pezold, Klaus: Martin Walser – Seine schriftstellerische Entwicklung. Rütten & Loening Verlag Berlin, 1971. S. 73.
- 6) Pezold, a.a.O. S. 71.
- 7) Ebd. S. 72.
- 8) Diese Besonderheit hebt Klaus Pezold bei seinen Bemerkungen zur Darstellungsweise der Figuren nicht hervor. Vgl. ebd. S. 72.
- 9) Ebd. S. 76.
- 10) Schäfermeyer, Michael: Martin Walser – Ehen in Philippsburg (1957).  
In: Deutsche Romane des 20. Jahrhunderts. Neue Interpretationen. Hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Athenäum Verlag Königstein im Taunus, 1983, S. 310.
- 11) Vgl. Schütz, Erhard: Von Kafka zu Kristlein – Zu Martin Walsers früher Prosa.  
In: Martin Walser – Suhrkamp Taschenbuch Materialien. Hrsg. v. Klaus Siblewski. Suhrkamp Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main, 1981. S. 67.
- 12) Schäfermeyer, a.a.O. S. 310.
- 13) Preuß, Joachim Werner: Martin Walser. Colloquium Verlag Berlin, 1972. S. 28, 31 u. 33.
- 14) Schwarz, a.a.O. S. 46.
- 15) Bausinger, Hermann: Realist Martin Walser. Laudatio anlässlich der Verleihung des Schiller-Preises am 10. November 1980.  
In: Walser, hrsg. v. Siblewski, a.a.O. S. 16.
- 16) Schütz, a.a.O. S. 65.  
Martin Walser hierzu in seiner Ansprache zur Verleihung des Hermann-Hesse-Preises für „Ehen in Philippsburg“:  
„Der Romanschreiber ... kann nicht einen einzigen Satz über einen Menschen zu Papier bringen, kann nicht eine Person zum Leben erwecken, wenn er nicht auch ... die Schwächen seiner Personen im Keim in sich birgt. Natürlich hat er nicht alle Handlungen seiner Personen selbst vollbracht, aber er kann das, was er beobachtet, nur dann recht notieren, wenn das, was ihm als Wirklichkeit begegnet, in ihm zumindest als Möglichkeit vorhanden ist.“  
Hier zitiert aus: Pezold, a.a.O. S. 77.  
Vgl. auch Martin Walsers Vorbemerkung zum Roman (S. 6).  
Die Behauptung Klaus Pezolds, je näher sich Martin Walser mit einer Figur beschäftige, desto mehr trete die satirische Sichtweise zurück, ist falsch. Hildegard Klaff beispielsweise wird nur äußerst schematisch gezeichnet, doch keineswegs satirisch gesehen. Im Falle Berta Volkmanns verhält es sich genau umgekehrt. Betrachtet man die Romanfiguren genau, so läßt sich keine Gesetzmäßigkeit feststellen, nach der sich satirische Sichtweise richten könnte. Vgl. Pezold, a.a.O. S. 108.
- 17) Hinweise im Roman auf die beispiellose Fleißigkeit der Philippsburger sowie Kenntnisse der Walserschen Vita lassen jedoch den Schluß zu, daß dem Modell Philippsburg die Stadt Stuttgart ihrerseits Modell gestanden hat.  
Eine Datierung ist „nur auf Grund der bei Klaff erwähnten historischen Ereignisse wie Koreakrieg, Indochinakrieg und Tod Stalins“ möglich; fehlten diese Angaben, „müßte eine unbestimmte Gegenwart angenommen werden.“  
Pezold, a.a.O. S. 299 (Anm. 26).
- 18) Siehe daher hierzu:  
Huber, Walter: Sprachtheoretische Voraussetzungen und deren Realisierung im Roman „Ehen in Philippsburg“.  
In: Über Martin Walser. Hrsg. v. Thomas Beckermann. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1970.  
Walter Huber vergleicht die Benrath-Episode mit dem Schema des sogenannten Frauenromans, stellt fest, daß Martin Walser dessen Fabel imitiert, „zugleich aber pointiert, parodiert und abbaut“. Huber, a.a.O. S. 194.

- 19) „Der Stil ist kein Charakterisierungsmittel, sondern dient der Aussagesteigerung.“  
Hebbeln, Volker, hier zitiert aus: Schwarz, a.a.O. S. 84.
- 20) Korn, Karl: Satirischer Gesellschaftsroman.  
In: Über Walser, hrsg. v. Beckermann, a.a.O. S. 31.
- 21) Vgl. Huber, a.a.O. S. 191.
- 22) Preuß, a.a.O. S. 35.
- 23) Huber, a.a.O. S. 192.
- 24) Waive, Anthony: Martin Walser. Verlag C. H. Beck – Verlag edition text + kritik München, 1980. S. 60.
- 25) Schütz, a.a.O. S. 69.
- 26) Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. Alfred Kröner Verlag Stuttgart, 6., verbesserte und erweiterte Auflage 1979. S. 96 (Artikel „Bildungsroman“).  
Beispielhaft sei hier auf die Hauptgestalt in Johann Wolfgang von Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, in vier Bänden während der Jahre 1795 und 1796 erschienen, verwiesen. Wilhelm Meister findet zu sich selbst, findet eine echte Lebensgefährtin und gewinnt in einer höheren Freimaurerloge, dem sogenannten Bund, treffliche Freunde.  
Vgl. hierzu Hans Beumann und dessen Bildungsweg!!!
- 27) Waive, a.a.O. S. 61.
- 28) Möhrmann, Renate: Der neue Parvenü. Aufsteigermentalität in Martin Walsers „Ehen in Philippsburg“.  
In: Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur. Hrsg. v. Reinhold Grimm und Jost Hermand. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1976. (Band 6) S. 153.  
Renate Möhrmann vergleicht unter anderem Hans Beumann mit Andreas Zumsee und Berta Volkmann mit Adelheid Türkheimer, den Hauptgestalten Heinrich Manns in seinem im Jahre 1900 erschienenen Werk „Im Schlaraffenland – Ein Roman unter feinen Leuten“.  
Vgl. auch Pezold, a.a.O. S. 96 ff.
- 29) Möhrmann, a.a.O. S. 152.
- 30) Ebd. S. 146 u. 152.
- 31) Ebd. S. 153.
- 32) Schwarz, a.a.O. S. 47 f.
- 33) Morriën, Adriaan: Erotische und gesellschaftliche Entjungferung.  
In: Über Walser, hrsg. v. Beckermann, a.a.O. S. 16.
- 34) Schwarz, a.a.O. S. 49.
- 35) Ebd. S. 49 u. 47.
- 36) Ebd. S. 20 f.
- 37) Schäfermeyer, a.a.O. S. 320.
- 38) Schütz, a.a.O. S. 68 ff.
- 39) Waive, a.a.O. S. 63.
- 40) Schäfermeyer, a.a.O. S. 319.
- 41) Ebd. S. 319 f.
- 42) Ebd. S. 318.
- 43) Möhrmann, a.a.O. S. 154 f.
- 44) Insofern ist fraglich, ob Benraths Doppelleben, wie Michael Schäfermeyer behauptet, tatsächlich auch Alwins Aussichten antizipiert. Wenn Alwin der Tod eines Menschen nicht zu jener Erkenntnis verhilft, was dann überhaupt???
- 45) Vgl. Schäfermeyer, a.a.O. S. 320.
- 46) Ebd. S. 320.
- 47) Wiegenstein, Roland H.: Gerichtstag über feine Leute.  
In: Über Walser, hrsg. v. Beckermann. a.a.O. S. 26.
- 48) Waive, a.a.O. S. 58 f.
- 49) Bausinger, a.a.O. S. 16.
- 50) Möhrmann, a.a.O. S. 156.
- 51) Ebd. S. 156.
- 52) Ebd. S. 157.
- 53) Ebd. S. 149.
- 54) Wilhelm von Humboldt, wichtigster Vertreter der sogenannten Geschlechtscharaktertheorie, nennt unter anderem diese Eigenschaften „typisch weiblich“.  
Sie werden hier zitiert aus:  
Blinn, Hansjürgen: Emanzipation und Literatur. Texte zur Diskussion. Ein Frauen-Lesebuch. Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main, 1984. S. 35 f.  
„Diese These vom Geschlechtscharakter ... kulminiert in einem Frauenideal, in dem sich Anmut, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Rezeptivität, Hingabe und Bescheidenheit miteinander paaren.“ Blinn, a.a.O. S. 34.

- 54) Kleist, Heinrich von: Über das Marionettentheater.  
In: Deutscher Geist. Ein Lesebuch aus zwei Jahrhunderten. Insel Verlag Frankfurt am Main, 1982. Erster Band S. 555.
- 55) Vgl. Blinn, a.a.O. S. 34 ff.
- 56) Vogt, Jochen: Nonkonformismus in der Erzählliteratur der Adenauerzeit.  
In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.  
Hrsg. v. Rolf Grimminger. Band 10: Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967.  
Hrsg. v. Ludwig Fischer. Deutscher Taschenbuch Verlag München, 1986. S. 296.
- 57) Waive, a.a.O. S. 63.



DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN PETER WUST UND ARTHUR  
FRIEDRICH BINZ

Die hier vorgelegten Briefe von Peter Wust an Arthur Friedrich Binz, ergänzt durch die wenigen Briefkonzepte von Binz an Wust sind Abschriften der Originalbriefe, die sich im Besitz von Frau Elisabeth Pillon-Binz befanden, der Tochter von Arthur Friedrich Binz. Von ihr entlieh ich sie zur Abschrift, sie hat sie dann aber auch an andere Interessenten weitergegeben. Der letzte dieser Interessenten starb, und die Originalbriefe wurden, auf Anfrage von Frau Pillon-Binz, angeblich in seinem Nachlaß nicht aufgefunden. Sie müssen daher als verloren gelten, wenn auch die Möglichkeit offen bleibt, daß sie eines Tages wieder auftauchen. Vorläufig jedenfalls sind diese Abschriften die einzig greifbare Dokumentation für diesen Briefwechsel, dessen Veröffentlichung nicht nur eben dadurch gerechtfertigt ist, sondern auch weil er ein einzigartiges Dokument der Freundschaft zwischen zwei sehr verschiedenen gearteten Menschen ist. Wir kennen Peter Wust fast nur aus seinen Werken, nicht aber aus seinem persönlichen und menschlichen Dasein; diese Briefe sind daher sicherlich eine Möglichkeit, diesem Mangel abzuhelfen. Der Briefwechsel wurde Anfang 1972 in einer besonderen Feierstunde in der Pädagogischen Hochschule des Saarlandes vorgetragen deren damaliger Leiter Professor Dr. Werner Veauthier war, und zwar las Günther Stutz die Briefe von Peter Wust und Ottokarl Müller diejenigen von Binz. Frau Pillon-Binz war bei dieser Feierstunde anwesend. Im gleichen Jahr veröffentlichte der damalige Saarländische Autorenverband einen Teil der Briefe in seinem Almanach 1972. Auch in dem 1984 im Verlag „Die Mitte“ erschienen Band „Begegnung mit Peter Wust“ sind einige dieser Briefe enthalten, noch nirgends aber in ihrer Gesamtheit. Frau Pillon-Binz starb am 21. März 1985; ihr Mann ebenfalls noch im gleichen Jahr. Diese Briefe, bzw. ihre Abschriften sind also urheberrechtlich verwaist.

Die in der folgenden Wiedergabe mit (...) bezeichneten Stellen zeigen an, daß bei der damaligen Abschrift, die zunächst nur für die Lesung in der Pädagogischen Hochschule vorgesehen war, einige Passagen, vor allem Grußworte, weggelassen wurden. Das hatte zu Folge, daß die Kritik am Almanach 1972 beanstandete, man erfahre nicht einmal,“ welcher Quelle der Briefwechsel Binz-Wust entnommen wurde . . .“ In der gleichen Kritik heißt es: „ . . . warum dieser Briefwechsel, der zur umfangreichen Wust-Literatur gehört, nun gerade in einem Almanach 1972 erscheint, das ist schwerlich zu begreifen.“ Antwort darauf hatte jedoch bereits die vorher stattgefundenene Lesung gegeben, die der Anwesenheit eines Kritikers nicht für würdig befunden wurde. Ich hatte gesagt, daß der Briefwechsel erst 1971 von mir wiederentdeckt worden war.

Beide Korrespondenten, Peter Wust und Arthur Friedrich Binz, waren zu ihrer Zeit nicht nur als Schriftsteller bekannt, sondern in gleicher Weise durch ihre persönliche Wirkung. Als Professor in München begeisterte Peter Wust eine ganze Generation von Theologie- und Philosophie-Studenten durch seine leidenschaftliche Rhetorik und Improvisationsgabe; und Arthur Friedrich Binz war der Mittelpunkt und der Organisator literarischer Gespräche in Saarbrücken und versammelte eine ganze Reihe von Dichtern, Schriftstellern und literarisch Interessierten um sich. Der Briefwechsel zwischen ihnen in den Jahren 1925 bis Weihnachten 1932 – den Weihnachtsbrief Peter Wusts konnte Binz nicht mehr lesen; er war wenige Tage vorher gestorben – fällt für Peter Wust in die Jahre der tiefsten Ungewißheit, bis er schließlich als Professor habilitiert und als einer der großen theologischen Rhetoriker Deutschlands anerkannt wurde; wie schon längst vorher in Frankreich. Und für Binz war es die Zeit seiner langen Krankheit zum Tode, – man hört aus dem Briefwechsel heraus, wie einer am andern geistigen und moralischen Halt suchte.

Wir können sicherlich nicht als Grund ihrer Freundschaft die Redensart, gleich und gleich geselle sich gern, annehmen, – viel eher das Gegenteil: Gegensätze ziehen sich an. Arthur Friedrich Binz hatte oder suchte die Wurzeln seines geistigen Daseins ganz und gar im Diesseitigen, während Wusts Denken davon ausging, daß derjenige, der jegliche metaphysische Entsprechung der eigenen Existenz leugnet, sich selber damit infragestelle. Diese Unvereinbarkeit der gesitigen Anschauungen ist eine Übereinstimmung höherer Art, die nach einem immer weiteren und freieren Maßstab sucht, um die Schöpfung zusammenzufassen in der COINCIDENTIA OPPOSITORUM des Nikolaus Cusanus.

Ich füge hinzu, daß dies eine persönliche Interpretation ist. Arthur Friedrich Binz hat versucht – in seinen Abenteuerbüchern, in der Gestalt Kaiser Friedrich II. – jene jugendliche Sehnsucht zu verwirklichen, die eine Welt sucht und mitgestalten will und liebt, in der Nietzsches Wort vom „Werde, der du bist“ Erfüllung findet. Und Peter Wust habe ich immer so gelesen, als sei seine metaphysische Entsprechung des irdischen Daseins das gleiche: die Ergänzung der Erde durch eine Schöpfung, die alle irdischen Anfänge rechtfertigt und erfüllt. (Oder umgekehrt: die Erde ist die Ergänzung des metaphysischen Daseins, die Hauptprobe sozusagen, dargestellt in Paul Claudels „Christoph Columbus“.) Gewiß, unsere Spuren verlaufen sich im Sande, das ist das verzweifelte Wissen in den letzten Briefen von Arthur Friedrich Binz; daß aber unsere Spuren – die eines jeden von uns – dennoch ganz real und sichtbar weitergehen, wenn auch nicht in einer Welt, wie wir sie kennen, ist die Botschaft Peter Wusts, die – so sagt er selbst – nicht von ihm ist, er gibt sie nur weiter.

*Sehr verehrter, lieber Herr Binz!*

*Eine ganze Reihe von Aufsätzen aus Ihrer Feder hat mich schon seit langem begierig gemacht, Sie auch persönlich kennen zu lernen. Und dann, wir sind ja Landsleute! Zwar, ich stamme aus Rissenthal bei Merzig, hart an der Grenze des Saargebietes. Aber meine Verwandten wohnen seit 3 Jahrzehnten in Püttlingen bei Völklingen. Und so ist Püttlingen seit meiner Gymnasialzeit meine zweite Heimat geworden. Seit 1900 habe ich bei den Großeltern fast alle Ferien dort verlebt und seit 1910 lebe ich an der Seite eines Püttlinger Mädchens als glücklicher Ehemann.*

*Nun hatte ich Sie im Frühjahr (glaub' ich), als Sie bei Rockenbach waren, zum Kaffee eingeladen. Aber so eine Philosopheneinladung! An dem Tag war also 50. Geburtstag Thomas Manns, und seit Tagen wartete ich gespannt auf das Thomas Mann-Heft also „Neue Rundschau“. Darüber vergaß ich nun auf einmal den Kaffee ganz und gar, und als ich hinkam, war's zu spät. Dann wollt' ich schreiben, aber ich wußte das Gefühl der Beklemmung nicht zu überwinden; so kamen psychische Hemmungen dazwischen – da haben Sie alles zum Erklären Nötige . . .*

*Aber, Sie sind mir ja nicht böse, lieber Herr Binz, . . . und sobald wir uns einmal die Hände persönlich schütteln, wird alles wieder gut sein. Der erste Kaffee soll auch doppelt stark gemacht werden zur Entschädigung für den ausgefallenen. Vor einigen Tagen habe ich Ihnen von hier aus durch eine Buchhandlung mein neues Buch: „Naivität und Pietät“ zugehen lassen. Hoffentlich kommt's Ihnen nicht zu begrifflich grau vor, hoffentlich macht es Ihnen Freude. Leider sind ja die Philosophen oft genug etwas gar zu struppige Gesellen für diejenigen, die im Heiligtum der Kunst stehen. Aber diesmal, glaube ich, gehts noch leidlich aus; ich denke, daß Sie nicht allzusehr abgeschreckt werden. Und wenn Sie im „Orplid“ die drei Kapitel von „Gestaltung und Gedenken“ samt der Vorbemerkung gelesen haben, dann wissen Sie ja auch, daß ich eigentlich von früh auf der Literatur näher gewesen bin als der Philosophie, daß ich also nur so aus Versehen in das Dornestrüpp der Dialektik geraten bin, vielleicht trägt das dazu bei, daß ich in der Philosophie doch nicht gerade so barbarisch verfare wie die meisten, die dieses Portefeuille führen. Von Ihnen sind gesammelte Essays erschienen, sagte mir Rockenbach. Können Sie mir diese als Gegengabe zustellen? Egoistisch bin ich also geradezu, sehen Sie: do ut des! Aber Sie werden's verstehen.*

*Sobald ich wieder nach Püttlingen komme, wollen wir einmal einen vergnügten Tag zusammen verplaudern. Vielleicht wandern wir dann etwas über die Höhen des Saargebiets, die ich ja so sehr liebe, diese leicht gewellten Höhen hinter Luisenthal usw. von denen ich oft im stillen träume.*

*Mit herzl. Grüßen an Sie Ihr ergebenster*

Peter Wust

Wust an Binz

12. Oktober 1925

*Lieber bester Herr Binz!*

*Ihr Brief war so stachelig wie eine Kaktee und so voll von würzigem Duft der Urgewachsenheit seines Schreibers! Da liege ich (es ist das gar nicht Seltenes!) seit 3-4 Wochen in düsterer Melancholie auf der Nase, platt auf dem Bauch, ohne die Fähigkeit aufzustehen, mit einer geistigen Ischias behaftet und was weiß ich. Und da kommt denn heute Morgen Ihre Kaktee, kitzelt mir überall an der Nase herum und – was glauben Sie? – ich bin wie neugeboren. Lieber Binz, der Wille ist alles, der in so einem Individuum pulst, der Wille macht den ganzen Kerl, natürlich der Wille, der mitgewachsen ist so kosmisch wie die Schwerkraft der Planeten usw. Und nun sind Sie noch Saarländer, ich habe ein Recht auf Sie und die Lust, auf Sie stolz zu sein . . .*

*Schulmeister sind wir beide, also auch offiziell vom gleichen Holz geschnitzt, was wollen Sie mehr? Und auch darin sind wir – das rieche ich aus Ihrem Brief heraus – gleich, daß wir dieses offizielle Schulamt zum Teufel wünschen würden, wenn wir es könnten, weil ja die Schulen von heute nur die Exponenten der staatlichen Verkrüppelung sind. Aber es ist unser Schicksal, und – was Sie betrifft – so danke ich Gott, daß die Riesennivellierungswalze des Staates ohne das gewöhnliche Resultat über Sie hinweggerollt ist, daß Sie nicht breitgewalzt worden sind wie die Vielen, Vielen, denn das sehe ich, oder besser rieche und schmecke ich aus Ihrem Brief . . .*

*Lassen Sie mich nun Ihnen beide Hände kameradschaftlich drücken, mein lieber Arthur Friedrich Binz, und bleiben Sie mir lieb . . .*

*Herzliche Grüße Ihr*

Peter Wust

Wust an Binz

18. März 1926

*Mein lieber, guter Herr Binz!*

*Am Montagabend bin ich wieder glücklich hier eingetroffen. Und nun möchte ich Ihnen von Herzen danken für die paar schönen Stunden in Ihrem lieben Heim, bei Ihrer Frau Gemahlin und dem herzigen Kind und Ihrer guten Frau Mutter. Grüßen Sie alle recht herzlich von mir: ich denke nun gerne auch an dieses Eckchen der Welt, wo Sie mit Ihren Lieben Ihr Zelttuch ausgespannt haben . . . . . Lassen Sie alle Zweifel an Ihrem Können vorläufig bei Seite und fangen Sie an, Ihres Daseins und Soseins sich von Herzen zu erfreuen. Sie dürfen nicht Schwermut trinken aus der Fülle der Liebe. Sie sind Katholik. Und das bedeutet gerade: aufgeschlossen sein für alles Sein, es bedeutet auch: sicher ruhen wie ein Kind im Schoße des gütigen Vaters. Ich komme mehr und mehr zu dieser Gelassenheit: „Lieber Gott, Du hast mich hineingestellt in diese antimonische Welt mit allen meinen Schwächen und Leidenschaften. Du wirst mich auch wieder hinausführen, ich weiß es!“*

*Und, wenn es schwer wird, lieber Herr Binz, dann beten Sie. Sehen Sie, auch ich bin zerklüftet, auch ich bin schwach und infiziert von aller Morbidität unserer Zeit. Aber seit einer guten Weile habe ich es mir angewöhnt, ganz innig am Abend oder auch über Tag zu beten. Und es hilft, dieses schlichte Beten, es hilft. All unser Hangen und Bangen, all unser Zappeln und unser kleines Selbst ist noch, , , Subjektivismus!!! Werden wir ruhig in Gott, werden wir Diener am Objekt. Das ist die große Naturruhe, die uns an Goethe so ergreift. Sie wissen, ich meine nicht Frömmerei, das stände Ihnen nicht an. Ich meine die große Weltfrömmigkeit, das Ineinander von Weisheit und Heiligkeit, die Weihung des Tages . . . .*

Binz an Wust

o. D.

*Lieber Herr Wust, hier ist meine spontane Äußerung über „Sous le Soleil de Satan“! Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, daß ich nachträglich Bedenken hatte. Ich hätte mit meiner Äußerung warten sollen, denn vielleicht ist meine „Begeisterung“ lediglich darauf zurückzuführen, daß mir von vornher- ein und immer alles Starke, Außergewöhnliche (ob links oder rechts oder Mitte ist mir meist gar nicht so wichtig) imponiert, alles Wurzelhafte, Echte, Große, Wesentliche. Vielleicht ist es in der Tat besser, vor Bernanos zu warnen. Er ist chaotisch. Aber ich pendele nun einmal zwischen Ordnung und Chaos hin und her, ruhelos bewegt. Es ist gut so, denn ich bin doch ein Gegner der Ruhe und endgültigen „Reife“. Ich brauche stets Erschütterungen – Bernanos gibt Erschütterungen, Schlachtfeld! Ich liebe das Schlachtfeld! Ich liebe das Unerbittliche der großen Krieger, wie sie auch heißen mögen . . .*

Herzlichst

Ihr Binz

Binz an Wust

o. D.

*. . . Ich beginne jetzt die Lektüre des „Steppenwolfs“. Bernanos ist gelesen und im ersten Rausch für die Saarbrücker Zeitung vor 14 Tagen besprochen, aber noch nicht erschienen. Jedenfalls ein ganz merkwürdiges und in seinem Ideengehalt gewaltiges Buch, Unverständlich ist mir bloß, daß so viele Leute, die doch gerade zu den Kräften gehören, die Bernanos richtet, das Buch über den grünen Klee gelobt haben! Gerade die, die nichts Außergewöhnliches vertragen können und keinen Heiligen in der Gegenwart dulden und alles verwässert haben, haben sich zu dem Buch bekannt. Vielleicht aus Versehen! Man kann nicht ohne weiteres mit dem Buch fertig werden, jedenfalls liegt es ganz auf Ihrer Linie.*

*In Eile herzliche Grüße*

Ihr Binz

Binz an Wust

Ende 1926

*Lieber Herr Wust, als ich dieser Tage endlich Hesses Gedichte und „Der Steppenwolf“ las, mußte ich an Sie denken. Die Gedichte haben mich erschüttert, weil ich weiß, daß es keine Pose ist. Hesses Weg ist so tief ergreifend, er geht immer im Kreise, er ist trotz aller Fahrten, Sehnsuchten und Fluchten immer noch derselbe wie vor 30 Jahren: ein Knabe, der sich nicht Hilfe weiß, heute ist er zerschunden, verwahrlost . . .*

Ihr Binz

Wust an Binz

12. Mai 1927

*Lieber Herr Binz!*

*Heute sind es 14 Tage, daß wir wieder in Köln sind. Ich denke noch oft zurück an die schönen Stunden unseres Zusammenseins. Und dann bedrückt es mich zuweilen auch, Sie leiden zu wissen unter Ihrer Einsamkeit . . . Die ganze Problematik von uns modernen Menschen ist eigentlich etwas Beschämendes für uns . . . Wir sollten unsere ganze Wertherie und Hamleterei zum Teufel werfen, von dem sie ja auch herkommt, und sollten uns frisches Grün genau ansehen. Da haben Sie das unsterbliche Moment alles Seins. Wer wird noch jammern wollen, nachdem die Welt von Christus erlöst worden ist? Und Sie glauben doch an Christus, denke ich. Was fehlt also noch? Ich habe mich im stillen darüber verwundern müssen, als Sie sagten: die pädagogische Frauenakademie in Köln sei doch keine Position für mich. So hören Sie denn: daß die Leute mich dort nicht einmal wollen, weil sie, wie sie sagen, einen ausgesprochenen Philosophen dort gar nicht brauchen können. Mir war es eine letzte Hoffnung. Und als ich den negativen Bescheid erhielt, da erzitterte auch ich von Leid und Not bis in die Wurzeln hinab. Aber nach drei Tagen schon hette ich mich im Glauben an Gott wiedergefunden, und nun sage ich ganz still: Herr, Dein Wille geschehe! Wer weiß denn, ob Gott uns nicht läutern will durch solche Dinge. Ich bin kein Anhänger der atheistisch-pessimistischen Madame de Noailles, der vielgefeierten französischen Dichterin. Aber ich liebe doch den Titel ihres neuen Gedichtbandes: „Le bonheur de souffrir“ oder „Das Glück, leiden zu dürfen“ . . .*

*Viele herzliche Grüße an Sie, Ihre liebe Frau und Ihr Kind.*

*Ihr Ihnen immer getreuer*

Peter Wust

Wust an Binz

28. Mai 1927

*... Inzwischen habe ich den „Steppenwolf“ gelesen. Als Bild der Zeit und als ehrlicher Ausdruck eines „Menschen“ ist er groß. Als Kunstwerk ist er nur in Einzelheiten schön, so der „Traktat“ oder Goethetraum, die Faschingsnacht. Als Ganzes zerflutert es, namentlich gegen Ende: da gebricht es Hermann Hesse an der Gestaltungskraft. Von der metaphysischen Seite her ist es leider sehr bedenklich. Hesse kennt die Tiefen der Seele, gewiß, aber er kennt die Tiefen ihrer Sicherheit nicht. Wie groß ist doch da alles, was uns Kierkegaard zu sagen hat, etwa, wo er das Wesen der Angst oder das Wesen der Verzweiflung analysiert in der „Krankheit zum Tode“ z. B.*

*Ganz langsam bin ich nun wieder ins Schaffen geraten. Unterbrechungen muß ich immer wieder mit qualvollen Ankurbelungsversuchen büßen.*

*Ich denke oft an Sie, an Ihr Heim, wo Ihre liebe Frau und Ihr Kind um Sie walten, lieber Herr Binz. Vergessen Sie doch nicht, sich immer wieder dankbar in diese geordnete Kleinwelt hineinzufügen, hineinzufinden und sie als etwas Geschenktes zu betrachten. Denn alles in der Welt ist so gebrechlich, so ganz unsicher, ist immer der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt ...*

Wust an Binz

13. Dezember 1927

*Lieber guter Freund Binz!*

*Zuweilen ist sogar die Grippe für etwas gut. Sie befahl mich am Samstag-abend, ich hatte das letzte Kapitel der „Dialektik des Geistes“ abgeschlossen, und es blieb noch gerade Arbeit für etwa 2 Tage, für die Abfassung des Schlusses. Ja, aber da war nichts zu machen. Ich mußte Sonntag, gestern und auch heute noch den Kopf steif halten. Morgen und Übermorgen aber will ich denn, wieder genesen, den feierlichen Augenblick des Abschlusses eines solchen Bandes, der (er erscheint jetzt doch als ein Band) etwa 700 Druckseiten umfaßt, so recht behaglich auskosten, so Gott will.*

*Heute abend aber will ich Ihnen noch ein paar liebe Zeilen widmen, um Sie wieder einmal in etwas für längeres Schweigen zu entschädigen. Zunächst also viel schönen Dank für die Zustellung (des) Ihres Räuberbuches. Das ist gerade jetzt eine recht angenehme Kost für mich. Denn nach der zweijährigen subtilen ... arbeit lockt es nicht jetzt sehr nach solchen Dingen. Ihre Aufforderung: „Kommt, laßt uns lesen!“ hat mich in meine Knabenseele hineingepackt, und fast möcht' ich jetzt eine Weile selbst unter einer solchen Räuberbande leben. Sie sehen, daß ein philosophisches Werk unter Umständen sogar in die Nachbarschaft von Dolch und Flinte dringen kann, wenn im rechten Augenblick der rechte Verführer zur Stelle ist, der Sie nun für mich durch dieses Räuberbuch geworden sind.*

*Wie geht es Ihnen sonst? Und wie geht es Ihren Lieben? Hoffentlich weihnachtet es auch bei Ihnen im Hause schon so heimlich wie hier. Denn hier nimmt das Kling-ling seit St. Nikolausabend schon kein Ende mehr: die großen und die kleinen Kinder tun alle so ganz mysteriös, daß es einem dabei fast*

*unheimlich zu Mute werden möchte. Es scheint doch so, als ob wir Menschen immer von irgend einer schönen Illusion umspinnen sein müßten, wenn das Dasein einigermaßen erträglich gelebt werden soll. Leider kommen wir zu Weihnachten nicht ins liebe Saarland: wir wollen diese schöne Zeit hier daheim verleben. Aber es kann schon sein, daß ich jetzt im Januar eine kleine Exkursion nach Püttlingen unternehme, denn ich bin ja jetzt für eine Weile frei, da ich vor dem beginnenden Frühjahr eine neue Arbeit nicht unternehmen werde, und zudem täte mir jetzt gerade, nach der langersehnten Abschüttelung dieses Werkes, eine kleine Luftveränderung wohl. Ich will aber sehen, was sich machen läßt. Nun feiern Sie recht herzlich und froh im Kreise Ihrer Lieben das Heilige Fest. Es ist ja doch nun einmal so schön, wenigstens einmal im Jahr ganz Kind unter Kindern zu sein . . .*

*Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre Lieben von uns allen verbleibe ich, Ihnen schon jetzt ein glückliches Neues Jahr wünschend,*

*Ihr ergebenster*

*Peter Wust*

*Binz an Wust*

*25. Januar 1928*

*. . . Es gibt keine Rettung aus der grausamen Unzulänglichkeit dieses Lebens. Da rennen wir herum, krank vor Sehnsucht aus unserer verfluchten immer wieder zur Verwirrung zwingenden Individualität herauszukommen und wollen doch nichts als ausgeprägte Individuen sein. Es ist alles so gräßlich eingerichtet, so unerklärbar peinigend, daß man schier verzweifeln kann. Nun liegt der Krieg hinter uns und doch ist er es, dieser fürchterliche Unsinn, der mir immer noch oft am Tag und in der Nacht das Grauen durch die Adern jagt, das Grauen vor Schöpfung und Schöpfer. Warum laufe ich hier herum, während Millionen krepitierten für nichts und wieder nichts. Stellen Sie sich Verdun vor, nichts weiter – und Sie können nicht mehr schlafen. Bei allem Elend habe ich eine Angst vor dem Sterben, die lächerlich ist. Nun, das ist ein dummer Brief, aber ich sehe immer wie gescheiterte Leute als ich oft gar nicht an so „dumme Sachen“ denken, die mir wichtiger erscheinen als gescheiterte Spitzfindigkeiten . . .*

*Wust an Binz*

*26. Januar 1928*

*. . . Sie sollten stolz sein, daß Sie so tief an der Welt leiden dürfen. Denn eben diese Leidensfähigkeit, das ist ja der Stempel Ihrer Anlage, die ein Ihnen von Gott geschenktes Depositum ist. Also, stolz sollten Sie sein, in dem rechten Sinne, den ich meine. Ich habe es immer aus Ihrem Stil, aus Ihrem persönlichen Wesen verspürt, was es Besonderes um Sie ist. Aber diese Besonderheit an sich*

ist eher eine Gefahr als ein Gutes, wenn Sie den Geschenktheitscharakter dieser Besonderheit vergessen und die gewaltige Aufgabe, die in ihr liegt. „Et homo factus est . . .“ Un da sage ich Ihnen: Bedenken Sie einmal, was das heißt: „Mensch sein“, das kann formal und allgemein genommen werden. Jeder hat schließlich Nase, Augen und Ohren. Aber Menschsein, diese Essenz kann sich in die Tiefe steigern. Und sie steigert sich in dem Maß in die Tiefe, wie das Selbst in uns Organe auch der Passivität, der Erleidensfähigkeit hat. Und erst von daher wächst dann der Baum dieser Wesenheit in die Höhe – ein altes, ganz bekanntes organisches Gesetz. Verstehen Sie mich? Aber zu alledem gehört Mut, Heroismus, das Wagnis des Glaubens. Was pochen Sie so auf Verdun und seine Hölle des Todes. Dazu waren eben Sie nicht berufen. Aber berufen sind Sie, in den Schlachten des Geistes jetzt, in diesem Augenblick, ganz Ihren Mann zu stehen. Wehe Ihnen, wenn Sie da feige werden sollten! Und denken Sie ja nicht, daß ich Ihre Not nicht kannte. Im Herbst 1925 habe ich 3 Monate lang in dieser seelischen Hölle von Verdun gelegen. Keine Uhr konnte ich das Nachts mehr schlagen hören: so furchtbar war das Grauen vor der Flucht der Zeit.

Und kein Kinderlachen konnte ich mehr hören – so ernst war es mir vor dem Inferno des Lebens – und des Todes – und der Ewigkeit. Meinen Sie etwa, der Katholizismus habe keinen Raum für diese Seite Ihres Erlebens. Lieber Binz, Sie kennen ja noch gar nicht das Letzte des Katholizismus. Wenn Sie mehr Theologisches lesen, dann wüßten Sie, daß es das alles im Katholizismus gibt, dieses letzte Stehen in „Furcht und Zittern“ um das Heil. Behandeln Sie zunächst einmal alles dilatorisch. Und machen Sie sich sofort an eine Arbeit, in die Sie alle diese dunkel hervorbrechenden Kräfte verströmen. Ihre Kraft will ein Ziel haben, das ist eigentlich der letzte Kern Ihrer Not. Werden Sie nach dieser Seite hin aktiver: Sie verzetteln sich schon allzulange. Und dann: Werden Sie doch auch etwas geduldiger mit sich selbst. Wenn Sie einmal hinstürzen, nun ja, dann liegen Sie da. Aber stehen Sie dann doch sofort wieder auf. Und beten Sie, auch wenn Sie glauben, es nicht zu können. Beten Sie einfach. Beten ist das beste Mittel gegen krankhafte Genialität.

Zum Schluß also: wollen Sie denn nicht auch in die Augen Ihrer Frau, in die Augen Ihrer Kinder schauen? Das wäre sehr nötig für Sie. In diesen sechs Augen können Sie sich gesund sehen. Aber schauen Sie tief hinein und oft. Sehr tief und sehr oft. Und nun lieber Binz, jetzt, auf diesen Brief hin, nenne ich Sie Du und „lieber Bruder Mensch“. Und ich darf hoffen, lieber Bruder Menschenleid, daß dieses Du Dir am besten offenbarst, daß Menschentum zu Menschentum hinübergrüßt. „Et homines facti sumus“ Und da scheint es zuweilen, mein lieber Binz, als führen wir einsam auf schwarz verhüllten Segelbooten, die mit schwarzen Wimpeln beflaggt sind. Aber denke an das Wort Nietzsches: von den goldenen Rudern in der Abendsonne. Du kennst es ja. Und die Sonne, die alles, auch unsere schwarzen Segel vergoldet, sie ist das Sein selbst, das Du nun bloß vom Aspekt der Verdunsschlacht her sehen willst. Du Einseitiger! Du Undankbarer! Schlag die Nietzschestelle auf und staune! Und dann lege dich wieder ins Boot und laß dich wie ein Kind schaukeln in der goldenen Flut des Seins. Reiche mir jetzt Deine Hand: gelt, es ist Dir etwas leichter jetzt. Ich aber will hinaus. Denn jetzt erst muß ich weinen über Deinen Brief. Ich kann nicht mehr weiterschreiben. Empfange herzlichste Grüße für Dich und Deine Lieben von Deinem Dir wirklich treuergebenen

Wust an Binz

Paris, 12. Mai 1928

Lieber Binz!

Verzeih mein Verstummen. Seit 14 Tagen bin ich hier und komme kaum zu Atem. Ich wohne unmittelbar am Pantheon und ganz nahe an Deinem geliebten Jardin du Luxembourg. Was soll ich schreiben, wo ich jetzt mitten im Leben stehe? Es ist zuviel und wie soll ich da auswählen. Anschluß habe ich gerade genug. Der Literaturkritiker Charles du Bos, der unmittelbar bei Notre Dame wohnt, ist mir ein lieber Freund geworden. Und er kennt sie alle, die großen Tiere, und so werde ich denn jetzt, in der kommenden Woche, mit Brémond zusammensein, mit Ramon Fernandez, mit Paul Valery, mit André Gide usw. Ich weiß nicht, wodurch ich das alles verdiene. Ich bin ja doch nur ein großes Kind.

Auch Du schreibst mir im letzten Brief so allerhand Dinge, die ich eigentlich mit Erstaunen lese. Ich bin ja doch ein alter Püttlinger, und, wenn Du willst, Hochwäldler, – wozu also soviel Drum und Dran wegen eines Buches, das ich nun schon wieder vergessen habe. Laß mich hübsch einfach bleiben. Das, was so aus der Feder fließt, kommt ja doch nur aus irgendeinem kosmischen Strom, der zufällig durch meine Hand geht, es könnte auch ein anderer sein, der als Instrument dient.

Aber hier ist es wirklich schön, und wenn ich wieder bei Euch bin, dann werden wir vieles, vieles uns erzählen. Was macht der gute Dr. Hellbrück? Sag ihm viele schöne Grüße von dem „Cromwellschen Reiter“. Das heißt: ich bin jetzt Korsar auf der Seine, und für eine Weile gefällt mir dieser neue Beruf sehr gut. Die Bouquiniers freilich sind elende Biester. Sie würden einem alles Geld am Ende aus der Tasche locken. Warum ist man nicht bouquiniste am Seinekai geworden? Dann hätte man alles. Bücher und die Lust am Gewinn. . . .

Binz an Wust

24. Mai 1928

Lieber Freund Wust,

. . . Wenn nur einer fähig wäre, so wie Du zu glauben, so müßte das allein schon genügen, um das Dasein Gottes für uns andere zu erweisen. Wenn er „nicht ist“, so muß er sein, allein um des ungeheuren Stromes, der Dich mit ihm verbindet und Dich in „Notre Dame“ vor ihm knien und für den Toten beten läßt. Von den letzten Sätzen Deines Aufsatzes ging eine in ihrer Einfachheit erhabene Wirkung aus.

Es ist bei mir in meinem dumpfen, ungelösten, verhärteten Zustand nicht möglich, daß ich bete. Ich zucke und erschauere bloß manchmal, wie aber auch der Wilde erschauert, wenn es donnert oder brennt. Ich weiß ja nichts und bin vielleicht völlig blind, aber ich fühle oft Widerstand, der bis zum Groll ansteigt, vor der Macht, die das tausendfältige Krepieren, Lallen, Stöhnen durch Äonen dreht. Ist nicht in der Tat das einzig Vollkommene: das Nichtsein? Warum müssen wir sein? Sogar immer sein – wie Du ja glaubst! Wie merkwürdig sind wir beschaffen mit unseren Gefühlen, mit unserem Liebesdrang, mit unserer Angst! Es ist etwas grenzenlos Melancholisches um unser Leben. Nichts rettet uns!

Herzlichst Dein A. F. Binz

Lieber Freund Binz,

*schon längst wollte ich Dir schreiben, aber es kam dann nicht dazu. Ich war dauernd mit Vortragsvorbereitungen beschäftigt, den von Berlin hast Du vor Dir. Außerdem sprach ich in Freiburg i. B. über die „seelische Erstarrung des modernen Menschen“. Und jetzt spreche ich am 28. Februar hier in Köln über die „Monumentalität der Geschichte“.*

*Zwischen diesen Vortragsarbeiten aber lagen dann immer wieder Stunden tiefster Depression: es ist mir seit langem nicht mehr so schlecht ergangen wie in diesen letzten Wochen. Ich fühle mich so grenzenlos einsam in dieser Welt ohne Weihe, ohne innere Größe, ohne irgendeine Spur vom Hochgefühl des Geistes, daß ich zuweilen ganz verzagt auf der Nase liege. Ein Grund ist auch der, daß kein Mensch an mein letztes Buch herangeht, um sich einmal vernünftig damit auseinanderzusetzen.*

*Allerdings, wenn ich an Dein Unglück denke, dann werfe ich mir Undankbarkeit vor gegenüber Gott. Denn wie froh wärest Du schon, wenn Dir der liebe Gott endlich wieder die volle Gesundheit schenken wollte! Aber besser, viel besser geht es ja, Gott sei Dank! Und so darf ich wohl jetzt hoffen, daß das ansteigende Jahr Dich langsam wider kräftigen und allmählich ganz dem Leben und der Arbeit wieder zurückgeben wird.*

*In einigen Wochen werde ich Dich endlich wiedersehen. Zu Ostern kommen wir für 14 Tage nach Püttlingen. Und dann wollen wir uns wieder wie sonst aussprechen über alles Hohe und Schöne. Mache Dich stark und denke an den edlen Schiller, der ja genauso wie Du mit der tückischen Krankheit ringen mußte. Was hat er seinem armen Körper trotz allem nicht noch abgekämpft? Mir kommt Schiller immer größer vor, ja er wächst mir fast über Goethe hinaus, wenn ich ihn von dem Standpunkt aus betrachte, von dem aus wir heute so manches anders sehen. Man hat Schiller immer sein hohes Pathos verübelt. Aber geschah das nicht aus dem Tiefstand einer Zeit heraus, die alle literarische Haltung verloren hatte? Stand nicht vielleicht Schiller doch in manchem Betracht der Antike näher als Goethe? Darüber grübele ich oft nach, wenn ich in dem Briefverkehr der beiden lese, der so zwischen 1795 und 1804 zwischen ihnen hin- und herläuft. Wer steht z. B. Aichylos näher: Schiller oder Goethe? Ich glaube, hier kann kaum ein Zweifel obwalten.*

*Du hast Zeit zum Grübeln: Verliere Dich einmal ganz in diese Materie. Es wird Dich über manche Ungeduld hinausheben. Nun empfangе für heute zugleich mit Deiner lieben heroischen Frau und den lieben Kleinen herzliche Grüße und Wünsche von uns allen.*

*In steter Treue*

*Dein Peter Wust*

Lieber Freund Binz!

... Diese Gesetzlichkeit liegt aber in folgendem: je wertvoller ein Mensch ist, (nach Anlage und also noch ohne eigenes Verdienst) um so ähnlicher wird er in der bloßen Situation eines Menschseins der Situation Christi: in der Christologie ist das Dunkelste die Verbindung der beiden Naturen in Christus zu der einen Gestalt des Gottmenschen. Nun denke doch, infolge der göttlichen Natur lebt Christus dauernd im Schoße des Ewigen Vaters als einer, der von Ewigkeit her überwunden hat. Infolge der menschlichen Natur aber ist er so zugleich auch der tiefsten Agonie des Menschentums ausgeliefert. Beides ist nun nur möglich dadurch, daß wechselweise die eine Natur vor der anderen hervortritt, so daß zuweilen diese Gestalt über alle Welt hinausverklärt, zuweilen in alle menschliche Nacht verdunkelt erscheint. Von hier aus ist es auch nun begreiflich, daß Christus wirklich das Menschliche in seiner bittersten Bitterkeit vorkosten konnte und mußte und daß es also nicht bloß eine triviale Predigtweisheit ist, wenn es oft heißt, er habe alle unsere Not auf sich genommen. Weil eine göttliche Natur sein Selbst „uniformierte“, mußte er als absolutes Selbst auch das Gesetz alles Menschlichen absolut an sich erfahren und durchleiden, und die Größe Christi zeigt sich nun gerade darin, daß er, obwohl auch er menschlich zuweilen aufschluchzt, doch immer wieder geduldig und vertrauensvoll Ja sagt zu diesem Gesetz, das er doch erfüllen will, weil er den Menschen helfen will.

Nun ist freilich kein Mensch in einer solchen absolut gespannten Lage, wie es hier Christus ist, auch der Genius nicht. Aber das Spiel mit den zwei Naturen in Christus wiederholt sich doch in etwa analogisch beim Menschen und steigert sich beim Genius entsprechend der Werthaftigkeit seiner Naturanlage, die freilich keineswegs Verdienst ist. Aber er muß dahinkommen, daß er dankbar wird für das charismatische Geschenk des Leidendürfens, dafür also, daß er objektiv in eine größere Nähe zu der Situation Christi versetzt ist, in der er dem tiefverborgenen Leidengesetz mehr ausgesetzt ist als andere alltägliche Menschen. Wenn Du nun das alles einmal betrachtest, lieber Freund, was bleibt da für Dich zu tun übrig? Ich glaube: nur eines.

Und das ist eine ganz brennende Christusliebe. Es ist gerade umgekehrt wie Du annimmst. Deine metaphysische Unruhe ist kein Zeichen der Verdammnis, kein Zeichen des Gnadenentzugs, sondern eher umgekehrt ein Zeichen dafür, daß die Liebe von oben immer heftiger bei Dir anpocht. Du bist geliebt gerade in den Augenblicken, wo Du Dich am meisten verfolgt fühlst. Nicht Gott ist Dir gram, sondern Du haderst noch immer mit Gott, und Gott ist nicht gesonnen, das metaphysische Zwiegespräch mit Dir abzubrechen, weil er Dich in besonderer Weise liebt. Mit dem Intellekt wirst Du aber diesen Zwiespalt nie lösen. Du wirst ihn nur lösen durch grenzenloses Vertrauen, also durch eine Tat.

„Es fassen Geister, würdig, tief zu schauen  
Zum Unendlichen unendliches Vertrauen.“

so steht in Faust II.

Du schreibst mir, daß Du zuweilen die Augen schließt und betest. Nun, eben das ist das Richtige. Tu es nur noch intensiver, dann wirst Du tiefe Erfahrungen machen.

*Ich schicke Dir dieser Tage noch die „Augsburger Poetzeitung“ zu mit einem Aufsatz: „Ungewißheit und Wagnis als metaphysische Lebenskategorien“. Das heißt ich lege heute den ersten Teil bei. Der zweite erscheint noch morgen. Lies diesen Aufsatz sehr genau: er dürfte Dir allerhand sagen, was Deinen Zustand betrifft.*

*Also bis heute in 8 Tagen!*

*Herzliche Grüße Dir und Deinen Lieben von uns allen*

*Dein Peter Wust*

Wust an Binz

16. 8. 1930

*Lieber, armer Freund!*

*. . . Ich tröste mich übrigens an Deinem Leid. Denn ich sitze schon seit Wochen in einer höllischen Finsternis da. Ihr gratuliert mir zum Professor, weil Ihr es in den Zeitungen gelesen habt. Aber alle Zeitungsnachrichten waren verfrüht und haben sogar, vielleicht wenigstens, geschadet. Man hatte mir von gewisser Seite für Anfang August die Berufung bestimmt zugesagt, und nun ist schon der 16. September da, ohne daß von Berlin her sich etwas gerührt hat. Ich bin deshalb sehr skeptisch geworden und überlege schon, wie ich diesen Fehlschlag, wenn es ein solcher werden sollte, seelisch aushalten könnte.*

*Trotzdem, lieber, leidender Freund, an Deinem Leiden gemessen, ist das meinige Kinderspiel. Du bangst um Deine Gesundheit: ich bin gesund. Du hast mit der Sorge zu ringen, ich brauche nicht über Existenzsorgen zu klagen. Und so schäme ich mich dann buchstäblich neben Dir und neben Deiner Frau, die so mutig alles mitträgt und alles mitleidet. Fürwahr, ich muß mich als Christ verachten. Ich kenne nur die Leidenschaft des Geistes, und wenn es einen Augenblick erscheint, als dürfte ich sie nicht auswirken lassen, dann klappe ich zusammen in sündhafter Depression. Im Grunde bin ich der unchristlichste aller Menschen: so kann einen die Leidenschaft des Denkens als Mensch herunterbringen. Ich mache freilich von Tag zu Tag Anstrengungen, um von innen her besser, standhafter, mutiger, geduldiger, vertrauensvoller zu werden. Aber, summa summarum, ich werde nicht besser. Ich bleibe derselbe Feigling, der ich immer gewesen bin, derselbe Egoist des Geistes, der alles Glück der Welt seiner dummen Gedankenfabrikation zum Opfer bringen möchte, der Narr des Geistes, den Balzac einmal in dem Roman „La recherche de l'absolu“ („Der Stein der Weisen“) geschildert hat.*

*Und so komme ich mir darin als Mensch so ganz erbärmlich vor daß ich erröte vor mir selbst, wenn ich an Dein Schicksal der letzten zwei oder drei Jahre denke. Ob Gott an einem solchen armseligen Wesen noch Gefallen haben kann, das immer nur theoretisch das Gute sieht, aber aufschreit, wie der verwundete Philoktet auf Lemnos, wenn sein Willkürwille auf den Widerstand des Schicksals stößt. . . .*

*. . . Ich denke gern und oft an Dich. Du bist so etwas wie eine Bucht oder ein Hafen, dem ich mich zuwenden kann. Denke bitte nicht, daß ich Dich überschätze. Für einen Heiligen halte ich Dich nicht, aber es ist gut, daß ich Dir auf meinem Lebensweg auf einer bestimmten Stelle begegnet bin. Du begreifst „die traurigen Grübler“ und Du weißt und hast es oft erfahren, daß „die Macht bei den Fröhlichen“ ist; also nicht bei uns. Ich habe schon manchmal in stiller Nacht an die alten Teufelspaktaten gedacht, und es gab Stunden, in denen ich bereit gewesen wäre, mich zu verkaufen für noch 10 oder 20 Jahre weiteren Lebens. Es überkommt mich auch immer wieder in gewissen Abständen das schauerliche Gefühl der unendlichen Verlassenheit des Menschen im Universum. Bete für mich, daß Gott mir Vertrauen gebe. Das fehlende Vertrauen – das ist mein Unglück . . . Möge es Dir und den Deinen im neuen Jahre wohlgehen, wir alle wünschen es Euch*

*Dein Arthur Friedrich Binz*

Binz an Wust

22. 2. 1931

*Lieber Freund Wust!*

*. . . Ich habe mich immer noch nicht mit meinem Los abgefunden, und es gibt Tage genug, an denen ich wild aufbegehre. Zuweilen lese und schreibe ich ein bißchen, um mich abzulenken. Aber es ist nichts mehr von mir zu erwarten, ich bin fertig. Manchmal wünsche ich meine Vernichtung. Denn wenn ich nach dem Tode in ein neues Leben gehen sollte, so wird es wohl auch dort keinen Frieden für mich geben. Was ist aus mir geworden und wo bin ich hingeraten? Auch ich stand einmal im Trubel der täglichen Begebenheiten, die das Leben der meisten Menschen ausfüllen.*

*Dieses Leben ist für mich vergangen. Ich bin in einen schauerlichen Wirbel geraten, wie ihn der normale Mensch nur aus Träumen kennt. Ich werde gepeitscht von phantastischen Angstgeschichten. Ich habe innerlich geschrien und nach Hilfe gerufen und habe mich in Ermattung beruhigt – aber es kommt alles wieder. Mein Leben ist verspielt und vertan, Verzeihe mir, daß ich mich wieder habe gehen lassen und in kindische Klagen ausgebrochen bin! Ich tue es ja auch bloß bei Dir. Helfen kannst Du mir nicht, falls Du mir gelegentlich schreibst, so nimm bitte auch keinen direkten Bezug auf meine Ausbrüche. Meine Frau würde bloß dadurch beunruhigt. Schreibe mir von Deiner Tätigkeit in Münster oder von Büchern, die Du gelesen hast.*

*Herzliche Grüße*

*Dein A. F. Binz*

Lieber, guter Freund Binz!

*Du hast sehr recht, über mein Schweigen ungeduldig zu werden. Und ich selber habe mich oft deshalb vor Gott schuldig bekannt. Der Grund aber war der: als ich im Oktober herkam, war zunächst eine ganze Welt gegen mich. Ich stand plötzlich allein da, in einer fast absoluten Finsternis. Und Du weißt, ich bin so ähnlich geartet wie Du. Ich bin scheu, ängstlich vor allem Neuen und Ungewohnten, ein Feigling, wo es gilt, gegen Brutalität unmittelbar anzukämpfen.*

*Nun kam weiter mit dem Neuen, Ungewohnten so viel Arbeit von Tag zu Tag, daß ich zunächst nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Ich weiß jetzt noch nicht, wie ich durch den Winter kam. Ich schlief nicht mehr vor Aufregung, ich bekam Kathederplatzangst, ich sträubte mich gegen die alltäglich Exponierung vor so vielen Menschen, die ich anfangs alle nur als Gegner sah. Aber morgens um 8 Uhr mußte ich vor diese Menge hin: es war ein leidiger Zustand. Und dann kamen gleich die Examina. Und das war schwer, da man prüfen muß vor einem Kollegen als Beisitzer und vor einem Oberschulrat. In all solchen Dingen bin ich zunächst befangen, ich verbrauche ungeheure seelische Energien, bis ich so etwas endlich bezwungen habe. Schon früher, im Gymnasialberuf, war eine Probelektion für mich eine seelische Tortur: ich kann mich nicht gut zur Schau stellen vor beobachtenden Experten.*

*Jetzt, im zweiten Semester, ist es schon viel besser geworden. Die Opposition ist mundtot: ich habe mich durchgesetzt. Aber die Arbeit erdrückt mich noch immer. Allerdings habe ich wieder in etwa mein Selbstgefühl zurückgewonnen. Du weißt, was es heißt, wenn man einmal an seine Kraft geglaubt hat und dann plötzlich allen Glauben an sich selbst verliert, also, das Selbstgefühl ist in etwa wieder da und das erleichtert die Sache wesentlich. Aber ich komme vor Winter noch nicht zu eigener Arbeit. Ich bin vorerst nur Schulmeister, und ich muß geduldig all das über mich ergehen lassen. Schreiben kann ich zurzeit nichts. Allerdings wirke ich vom Katheder aus, wie ich Tag für Tag höre, sehr stark auf die jungen Menschen ein, morgens um 7 Uhr sitzen schon 400 Menschen vor mir. – Innerlich hat mir all diese neue Dunkelheit des neuen Lebensabschnittes sehr wohl getan: ich habe mich ganz innig an Christus anklammern gelernt. Ich habe die Welt Dinge von einer ganz neuen Seite her erfahren: alle Gestalt dieser Welt vergeht, und man muß sich von Gott niederschlagen lassen, um von Tag zu Tag mehr die Welt zu überwinden.*

*Nur eines ist noch nicht erreicht: die Arbeit steht noch immer über mir, sie verklaut mich noch etwas, und das von Tag zu Tag. Aber auch das wird noch gut werden. Jeder Tag bringt ja neue Routine in der Arbeit, und so wird die Freiheit zum Denken wiederkommen: die langatmige Muße, von der Du jetzt ein Gefühl bekommst, nach Deinem Bericht im letzten Brief.*

*Ich habe in Eile geschrieben, weil das Kolleg 4 – 5 drängt: ich lese da über „Philosophie der Gegenwart“ und stehe an dem Kapitel: „Die Philosophie des Lebens“. Ich muß heute auf Nietzsche hinführen und zeichne den Hintergrund der Zeit, auf dem Nietzsches Gestalt symbolisch groß und erschreckend sichtbar wird. Ich weiß, es wird eine erschütternde Stunde werden. Aber sie verlangt viel Arbeit.*

*Herzliche Grüße Dir und Deinen Lieben von uns allen. Dein in den Silen der Arbeit leider so gehetzter, aber in Gedanken immer bei Dir weilender*

Peter Wust

Wust an Binz

Münster, 14. 12. 1931

*Mein lieber Freund Binz!*

*Als heute morgen Dein Brief kam, da zitterte etwas in mir: es war, wie wenn ich erbebt von der Größe des Schicksals und vor meiner eigenen Schwachheit, und ich verstand es, daß man so Großem nur noch Schweigen, demütiges Schweigen entgegensetzen kann.*

*Was mich betrifft, so habe ich Dir für das letzte Jahr viel abzubitten, wegen meines Schweigens. Aber ich war, seit ich vor einem Jahr hierherkam, zunächst so ganz enturzelt, und dann stand ich so dumm da vor dieser Fülle von neuen Aufgaben, daß ich nur noch wie ein Betäubter dahinlebte. Dir, dem feinen Herzenskenner, brauche ich diesen Zustand nicht genauer zu schildern. Du selbst hast mir öfters davon gesprochen, daß Du im Innersten ängstlich, verschüchtert, daseinsgeängstet seist. Nun, das ist es gewesen, was ich in diesem Jahr von Tag zu Tag durchgemacht habe, fast noch bis in die letzten Wochen. Und darüber wird man dann so merkwürdig taub, so ohne Resonanzmöglichkeit nach innen: man schleppt sich so hin als ein für eine Weile Gestorbener. Wenn der Augenblick einen ins Gefecht stellt, wie mich also Tag für Tag aufs Katheder, nun, dann eben reißt es sich in uns empor: aber gleich hinterher sinkt man dann in das lethargische Dasein zurück, in den Zustand der „Nacht“ Michelangelos.*

*Aber warum sage ich Dir alles dieses zuerst: Un warum schweige ich nicht lieber von mir – im Angesicht Deiner Tragik? Nur deshalb, armer Freund, damit Du verstehen sollst und nicht zweifeln mögest. Vergessen hatte ich Dich nie, im stillen standest Du immer vor mir. Aber ich war selbst an meinen menschlichen Grenzen angekommen. Ich war in mir selbst ertrunken, und aus der Ferne mochte es Dir denn wohl scheinen, als sei ich im „Glück“ des neuen Daseins ertrunken. Und doch war es gerade umgekehrt: ich war plötzlich vor eine ganz neue, vor eine ganz ungewohnte Schicksalhaftigkeit geraten, und so war dieses letzte Jahr wie ein einziger Engpaß, in dem ich lag, kämpfend mit mir selbst.*

*Und doch ist das alles Kinderei, gemessen an dem, was Gott Dir auferlegt hat. Ist es denn nun doch nicht besser geworden? Aber, was frage ich. Dein Brief sagt ja zwischen den Zeilen so vieles. Un man kann doch da nicht helfen. Die großen Gesetze des Daseins sind etwas Überwältigendes, dem wir preisgegeben sind. Und es bleibt da nur die eine Hilfe, es bleibt nur das fromm-gelassene Schweigen und das Sichbeugen in den einen Ewigen Willen, der allen und jedem seinen Raum anweist, wie Er will und wo Er will. In der Zeit selbst erleben wir ja diese universale Übermächtigkeit. Kein Mensch weiß einen Ausweg aus dem Wirrsal des abendländischen Menschen . . .*

Binz an Wust

14. April 1932

*Lieber Wust,*

*ich hatte um Ostern im Stillen gehofft, Du kämst mal wieder an die Saar und würdest mich besuchen. Aber die Hoffnung hat sich dann schlafen gelegt, wie es sich für all meine Wünsche und Hoffnungen geziemt. Meine Frau und ich leben auf der Insel der Einsamen, vielleicht sogar auf der Insel der Aussätzigen. Ich habe oft Hunger nach Menschen, aber die Besuche werden immer spärlicher. Man geht nicht gern in das Tal des Elends. Du weißt: „Die Macht ist bei den Fröhlichen“. Ach, könnte ich nochmals zur Welt kommen – als Revolver-schütze im wilden Westen, mit bespornten Reiterbeinen, zwei Schießseisen am Gurt und einen riesigen Sombrero auf dem Kopf. Ich wollte den Leuten, für die ich völlig bedeutungslos geworden und die mich bereits aus ihren Notizbüchern gestrichen haben, zeigen, daß ich nicht von Pappe bin, sondern ein Mann aus Texas.*

*Heute ist der Geburtstag meiner Frau, sie wird 28 Jahre alt. Ich habe sie, seit ich sie kenne, mit stets gleichbleibender Stärke geliebt – sowohl ihre Vorzüge als ihre Schwächen. Aber oft schmerzt es mich unsagbar, daß sie durch ihre Verbindung mit mir unter einen so dunklen Stern getreten ist. Es ist alles so grenzenlos hoffnungslos. Ich habe neulich mal wieder in den „Karamasoffs“ das Kapitel „Empörung“ gelesen, in welchem Iwan dem lieben Gott „Das Eintrittsbillett“ zurückgeben will. Und doch faßt mich zuweilen auch die echt karamasoffsche Lebensgier. Nein, ich bin noch nicht gestorben. Wie geht es Dir?*

*Herzliche Grüße*

*Dein Dich um Deinen „Aktionsradius“  
beneidender*

Lieber Freund Binz!

Dein Brief versetzte mich in große Not wege der rechten Antwort. Ich hoffte Dich besser, und nun schreibst Du wieder so hoffnungslos. Leider bin ich ja jetzt hier so gebunden durch die ewigen, endlosen Vorbereitungen zu immer neuen Vorlesungen, daß ich nicht einmal weiß, ob ich im Sommer (August, September, Oktober) den Schreibtisch während der Ferien auch nur einen Tag verlassen kann. Dabei erlebe ich immer dasselbe, nämlich dasjenige, was auch Du mir einmal von Dir gestanden hast: ich bin feige, hilflos, verängstigt vor dieser Menge, vor der ich mich doch eigentlich immer aufziehen muß. Und dabei gerate ich dauernd in solche Depressionen, daß ich oft schon im stillen gewünscht habe: wäre dieses Leben endlich einmal gelebt! Und trotzdem, alles, was Du schreibst, verstehe ich so wohl: diese Freude am Sein, diese Texas-Lebendigkeit, den ganzen Seinsdurst Deines „Räuberbuches“, alles das verstehe ich so wohl. Und dann denke ich an unsere gemeinsamen Nachmittage im Schloßkaffee, wo unser Blut ausglühte in großen und kühnen Gedanken und Plänen. O, das ist alles so furchtbar, wenn man zurückdenkt, und kann dieses Gewesene nicht mehr einholen, zurückholen.

Aber sieh, Lieber, wie auch mir ist, und dann gewinne etwas Trost. Diesen Morgen lief ich einsam, verzweifelt, schwermütig in der Umgebung Münsters. Lieber Binz, gegen Gottes Willen können wir Zwerge nichts anfangen. Aber auch gar nichts. Wohl, ich weiß, es ist so schwer, mit dem harten Gesetz des Daseins zu kämpfen, dem Lebenswillen dieser Erde sich selbst, seine Seele, seinen Geist abzurufen. Aber absterben uns selbst, das müssen wir, daran kommt niemand vorbei. Der leibliche Tod ist es nicht, der geistige ist es, der uns allen so schwer wird, d. h. das Hineinsterben in Gottes Willen mit unserem Willen. Du schreibst: Ich bin noch nicht gestorben! Ich denke dabei gerade an dieses Geistige. Lieber Binz, bedenke die Situation des Menschen Christi am Kreuz, auch der Mensch Christus (trotz seines Gottmenschentumes) mußte diese Katastrophe der Endlichkeit erleben. Sein Werk vernichtet, wie er so da hängt unter dem Hohn dieser Welt . . . Lieber Binz, laß uns nicht so sehr an den physiologischen Tod denken. Laß uns denken an dieses Eine, was Gott von uns allen eines Tages fordert, an den geistigen Tod, an die dunkle Nacht der Seele, in der alles auf die Spitze des Glaubens gestellt ist. –

Vielleicht erleichterst Du ab und zu Deine Seele durch einen Brief: ich will mir Karten hier aufs Pult legen, um dann wenigstens zwischen den Vorlesungen rasch auf eine solche Karte ein tröstendes Wort zu schreiben.

Lieber Binz, alle Texaslebenslust in Ehren: aber „die Gestalt dieser Welt wird vergehen“. Und trotzdem werden wir im Sein darinbleiben. All unser Seinsdurst, er wird doch einmal ganz gestillt werden, ganz, ganz, lieber Binz . . .

Binz an Wust

23. 7. 1932

*Lieber Wust, kommst Du diesen Sommer oder Herbst nicht hier vorbei? Vier Jahre bin ich nun krank, und von Jahr zu Jahr ist es dunkler in meinem Hause geworden. Wust, wir sind alle unheimlich einsam und verlassen. Wenn ich doch nur aus dem furchtbaren Traum erwachen könnte! Kannst Du mich nicht wecken, Du hörst doch, daß ich stöhne. Wecke mich und wir wollen spaziergehen in einer morgendlichen Landschaft. Irgendwo im Süden, wo Pan die Flöte bläst. –*

*Könntest Du mir die Bekenntnisse des Augustinus in der Diederichsausgabe schenken? Die ist doch gut, nicht wahr?*

Dein A. F. Binz

Wust an Binz

23. Juli 1932

*Lieber armer Freund Binz!*

*Am Sonntag kam Dein leidvoller Brief mit der Bitte um den Augustinus. Am Montagmorgen ließ ich ihn sofort an Dich abgehen, und er dürfte bereits in Deinen Händen sein.*

*Nur mit Mühe und Not quäle ich mir diesen Brief zwischen den Vorlesungen ab. Es ist 2 <sup>1</sup>/<sub>4</sub>; um 3 Uhr muß ich wieder in der Seminarsitzung sein, und so geht das weiter, obwohl ich vor lauter Arbeit am Ende aller Kräfte bin.*

*Ich schreibe das nur nieder, damit Du verstehst, warum ich so wenig zum Schreiben komme. Diese vier Semester (inklusive Ferien) waren so anstrengend wie nie etwas in meinem Leben. Wie aber soll ich nun Dich trösten, wie soll ich Deiner immer noch ängstlich flatternden Seele jene große Ruhe bringen, die Du in Deinem Zustande so sehr nötig hast? Ich weiß fast nicht mehr, wie ich Dir schreiben soll. Deine Briefe gehen durch Mark und Bein! Und man möchte so gerne helfen. Ich weiß auch nicht, ob Dein Zustand so ist, daß Du vor der letzten Notwendigkeit stehst. Wenn es aber so wäre, ja, dann weiß ich nicht, wie man Dir raten soll. Armer Freund, der Tod, den Du jetzt bei Deiner armen Frau erlebt hast, ist eine physische Unerbittlichkeit. Man kann sie nicht abwenden. Aber man kann das physisch Unerbittliche in seinem tiefen Sinn zu erfahren und willensmäßig zu bejahen versuchen. Ich weiß nicht, ob es notwendig ist bei Dir davon zu sprechen: Das heißt, ich weiß nicht, ob Dein Zustand unheilbar ist. Es könnte aber sein, daß es so ist und daß der Arzt Dir selbst davon etwas gesagt hätte. Wenn dem so wäre, dann bliebe für Dich nur noch übrig, Dich selbst betend zu jener großen Ruhe zu zwingen, die vor dieser letzten Unerbittlichkeit nun einmal das Beste ist. Lieber Freund, siehe, ich will doch das Schwere verstehen, das darin liegt. Aber ich möchte für Dich einen Weg suchen, der Dir die Schwere dieses Opfers erleichtert. Natürlich bist Du, falls alles so liegt, uns anderen in jedem Falle überlegen. Denn wir anderen haben (jetzt noch) gut reden, die wir das Unerbittliche noch nicht unmittelbar vor uns sehen . . .*

Wust an Binz

1. Oktober 1932

*Mein lieber Freund Binz!*

... Lieber Freund, wenn ich zurückblicke auf die letzten vier bis 5 Jahre Deines leidvollen Lebens, dann bin ich so unendlich erstaunt über die grenzenlose Liebe, mit der Gott Dich geliebt hat. Ich weiß, wie schwer es war, Dich zu dem seelischen Ziel zu führen, dem Du Dich offenbar jetzt näherst. Gott wollte dich niemals strafen oder Dich hart behandeln. Gott wollte durch eine ganz besondere Pädagogik Deinen Willen in Seinen göttlichen Willen hineinstreben lassen, bis zur letzten Bejahung, dessen, was Er mit Dir will. Sieh, mein Lieber, wie hattest Du denn „kalkuliert“? Nun, Du hattest von Gott große Anlagen und offenbar entstanden ganz große Pläne des Geistes jahrelang vor Deiner inneren so königlich das Schöne liebenden Seele. Aber Gott wollte mehr aus Dir machen als Du es konntest nach Deiner irdischen Kalkulationsmethode. Er legte Dich wie ein durchgeglühtes Eisen auf den Amboß und hämmerte Dich so lange, bis nun auf einmal der eigentliche, der „pneumatische“ Mensch Binz sich immer wieder aus dieser Schmiede des Leids heraus entfaltete, jener pneumatische Mensch Binz, für den Gott in seiner großen Vorsehung den Schriftsteller „Arthur Friedrich Binz“ opfern mußte.

Binz, Binz, armer lieber Freund, verzage nicht in diesem letzten großen Kampf. die Welt ist eine eitle Törin, sie wird auch in Zukunft noch weiter wie bisher an der tiefsten Weisheit vorbeitanzen. Du aber, lieber, von heiligem Leid geweihter Mensch, lerne in dieser großen Schule noch weiter die Wahrheit jenes Wortes: Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Die gute Frau, die so tapfer für Dich gekämpft hat, sie betet jetzt für Dich: dessen sei versichert. Bete auch Du in den einsamen und stillen Stunden Deiner Krankheit für mich, der ich zwei so sehr einsame und leidvolle Jahre hier verlebt habe

...

Wust an Binz

12. 12. 1932

(letzter Brief, Arthur Friedrich Binz starb am 13. 12. 1932)

*Mein lieber Freund Binz!*

Es nahen die seligen Tage der Weihnacht, mein Lieber, Da erfüllt sich der Raum mit Singen und Klingen, alles wird lichterhell und leicht. Und auch für diejenigen gilt das, die durch eine Wolke des Leidens hindurchgehen mußten. O lieber Freund, tief, unendlich tief ist allen Leidens Sinn. Diejenigen aber, die überwunden haben, sie werden wissen, daß die Bethlehem-Nacht mit ihren Engelscharen und ihren Jubelgesang nur ein erstes Morgenrot war von jenem ewigen Tag, in dem sie alle jetzt leben. „Der Pfingsttag kennt keinen Abend, denn seine Sonne, die Liebe, kennt keinen Untergang.“ – so lautet ein beglückendes Wort von Hermann Scholl.

Gewiß, wir sehen noch nicht, und uns bleibt vorläufig nichts übrig als zu glauben. Wir müssen jeden Tag sprechen: vermehre unseren Glauben. Und doch, lieber, armer und doch von Gott so geliebter Freund, in den letzten Jahren ist es mir mehr und mehr aufgegangen, daß alle unsere irdischen Ängste von der höchsten Weisheit des Seins sich eigentlich so grundlos erweisen. Es hat lange gedauert, bis ich in diesen Dingen tiefer sehen lernte. Aber seit ich nun auf einmal durch das Auge des Glaubens sehen gelernt habe, da geht mir auch erst auf, was das alles sollte mit jener Nacht von Bethlehem. Die Welt – es war die Welt römischer Dekadenz – lag im argen wie heute. Und da brach plötzlich ein Licht herein in diese Dunkelheit, ein magisches Licht, freilich auch jetzt nur sichtbar für die kleinen, für die Armen im Geiste. Und dann erklang jenes wunderbare Hohe Lied, dem gegenüber die Musik der Sphären, wie sie die Pythagoreer erlauscht zu haben glaubten, nur eine profane Melodie sein konnte. „Ehre sei Gott in der Höhe – und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Dieses „bonae voluntatis“ habe ich Jahre lang nicht verstanden. Aber ich fange nun an, es zu verstehen, seit ich weiß, daß man von Gott erst ganz arm gemacht werden muß, um sich wahrhaft vor ihm neigen zu dürfen. Ganz arm der Seele nach, dem Geiste nach, dem Willen nach, ganz arm, weil man so allein erst hellsehen und hellhörig wird für das, was man nicht versteht, solange man noch das Gesetz der Welt mit seiner niederziehenden Gravitation nicht ganz überwunden hat. O Du armer, Glücklicher, den Gott in den Königsmantel der Leiden eingehüllt hat, bete Du für mich und für uns alle, weil Du allein jetzt zu beten die ganze Kraft hast, nachdem Gott Dich durch das ganze Labyrinth der bloßen „Weltlichkeit“ so wunderbar hindurch geführt hat. Lieber Freund, hoffentlich hast Du den Brief bekommen, den ich dir vor ein paar Wochen geschrieben habe. Ich stehe hier Tag für Tag in der schweren Arbeit des Berufes, jeden Morgen vor 400 und 500 Menschen. Aber meine Gedanken sind oft bei Dir am Krankenbett. Und wenn auch meine Seele leidet, in diesen Gedanken an alle Deine Bitternisse, so ist doch tief darinnen jetzt dieser weihnachtliche Jubel um die Größe und Tiefe dessen, was Gott mir Dir vorgehabt hat. Gedenkst Du noch immer jener ersten Zeiten, da es Dir schwer war, gegen den Stachel des Intellekts zu kämpfen? Nun aber ist so Großes über Dich gekommen, so unendlich Großes, daß ich oft in Gedanken an Deinem Krankenbett niederknien möchte um Dir zu sagen: Lieber Freund, laß uns ganz fromm danken dem großen Gott für alle Dunkelheiten der letzten Jahre.

Ja, ja, es ist wahr, es ist so weihnachtlich in der Welt, lieber Freund, auch für Dich jetzt. Es ist so ein wunderbares Klingen und Singen überall im Raum: Friede, Friede, Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Aber vergiß es nicht, auch für mich Deine Hände in diesen Tagen zu falten, du weißt aus vielen langen Gesprächen, daß ich zu den Ärmsten gehöre von denen, die in der Herde Gottes dahingehen. Segne auch mich von Deinem Krankenlager aus, damit Gottes Heiliger Wille sich ganz in mir erfülle.

Und nun wünsche ich Dir, was Schiller uns einmal zugerufen hat: „Werft die Angst des Irdischen von Euch!“

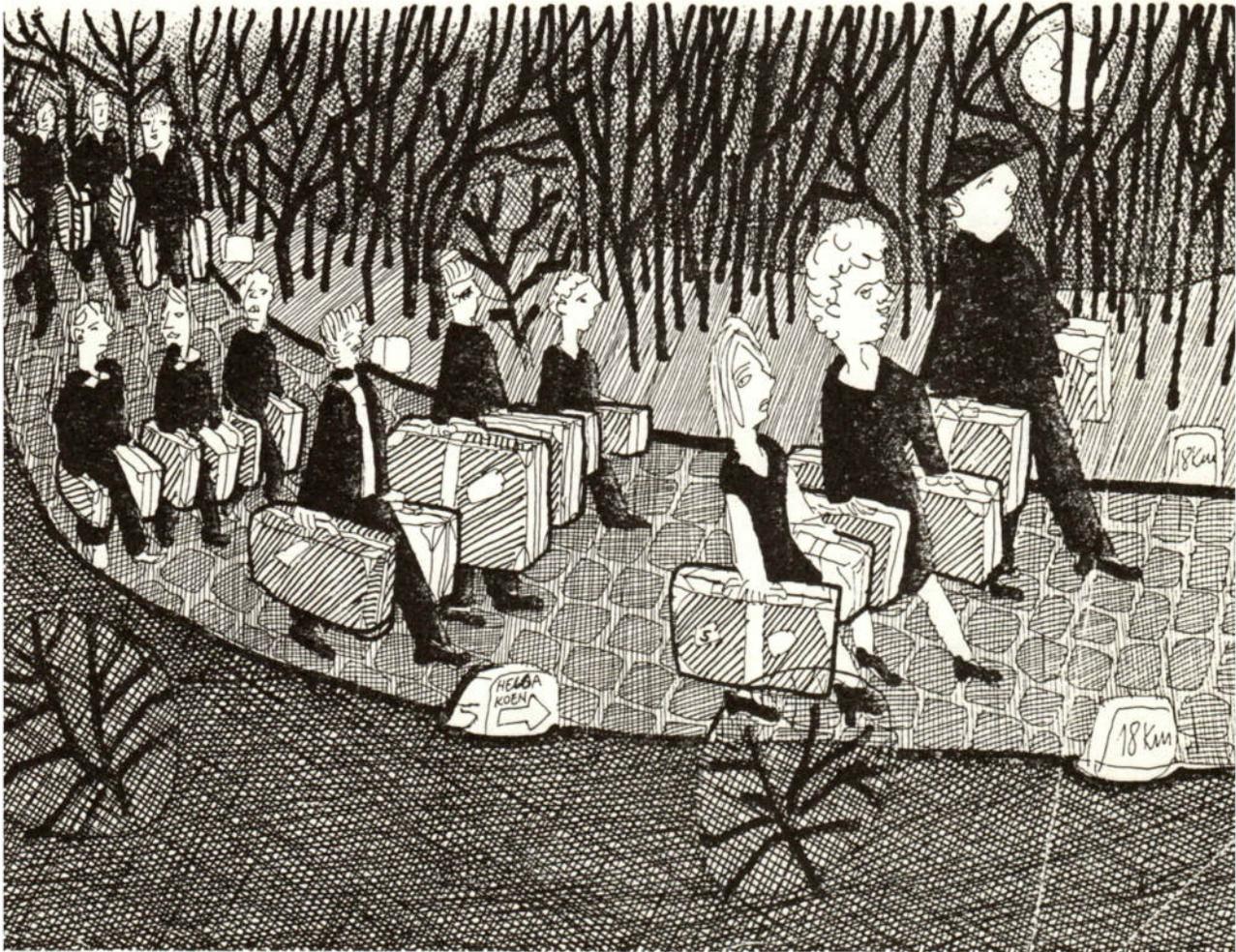
Wir alle grüßen Dich auf Deinem Krankenlager in der Ferne, wir gedenken Deiner Tag für Tag.

Mit herzlichem Händedruck  
Dein Dir immer getreuer



Hugo Bock

DAS LEIPZIGER OPERETTENTHEATER ODER ERINNERUNGEN AN  
EINE WANDERBÜHNE.



Zeichnung Helga Koen

*Vorbemerkung*

Im vorliegenden Aufsatz geht es darum, ein Stück deutscher Theater- und Zeitgeschichte festzuhalten. Gemeint ist hier eine Wander- oder Reisebühne, die von ihrem festen Wohnsitz aus, in Saarbrücken, operierte.

Für den Nichteingeweihten sei darauf hingewiesen, daß das Saargebiet nach dem Ersten Weltkrieg von Deutschland abgetrennt war und bis zum 13. Januar 1935 unter den Protektorat des Völkerbundes stand. Durch eine Volksabstimmung fiel das ehemalige Saargebiet an Deutschland zurück und verhalf Adolf Hitler zum ersten außenpolitischen Erfolg.

Die Nachkriegszeit im Grenzgebiet Deutschlands an der Saar, an der Dreiländerecke Deutschland, Frankreich, Luxemburg und die Unsicherheit der Inflationszeit, der großen Arbeitslosigkeit in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen werden gestreift. Es wird auch sichtbar, wie sich während dieser Zeit die Welt in gigantischer Schnelligkeit technisch veränderte, von der Petroleumlampe zum elektrischen Licht, vom einfachen Grammophon zum Radio und vom Pferdefuhrwerk zum Auto und Flugzeug.

Der Aufsatz vom Autor in der Ichform abgefaßt soll ein Bericht über das „Leipziger Operettentheater“ sein, über jeden einzelnen Mitspieler das ganze Ensemble, jedoch keine Beweihräucherung, sondern eine Wiedergabe der grauen Wirklichkeit. Daß hierbei Herr und Frau Direktor eine führende Position in der Schilderung des Theaters beziehen, das zum großen Teil zu einer Schmierbühne abgeglitten war, ist eigentlich fast selbstverständlich. Sie waren die Haupttriebkkräfte dieses heute längst der Vergangenheit angehörenden Theaters.

### *Ein Leipziger Theatergeschlecht*

Die Welt unserer Tage unterscheidet sich besonders im Hinblick auf die darstellende Kunst von der um die Jahrhundertwende. Wohl gab es auch damals große und allenthalben bekannte Schauspieler, aber sie wurden weder schnell reich, noch genossen sie gesellschaftliches Ansehen derart wie heute.

Es erscheint kaum mehr glaubhaft, ist jedoch geschichtlich Tatsache, daß in manchen Ländern Europas Schauspielern ein christliches Begräbnis verweigert wurde und sie wie Verbrecher außerhalb der Kirchhofsmauern beigesetzt werden mußten.

Opernsänger weltbekannter Bühnen genossen schon früh ein gewisses Ansehen, aber erfreut waren weder bürgerliche noch adlige Eltern, wenn ein Sohn diese Laufbahn einschlug und eine Sängerin galt in den Augen strenger Moralisten von vorneherein als verloren.

Zwar besserte sich dieser Zustand im 19. Jahrhundert etwas, jedoch das fahrende Volk der Wanderbühnen behielt den Ruf der Halbziigeuner und Hungerleider. Es gehörte schon viel Mut und Idealismus dazu, um einer Wanderbühne anzugehören oder sie gar zu gründen.

Im Rückblick sind es aber gerade die reisenden Bühnen, die kulturelles Geschehen aus den Städten hinaus aufs breite Land trugen. Ein Stück deutscher Theatergeschichte ist der Gegenstand dieses Buches, das die Entstehung und den oft harten Weg einer Wanderbühne beschreibt.

Sie wurde aus der Not geboren, eine Familie zu ernähren, deren Existenz bedroht war. Die Sprichwörter „Not bricht Eisen“ und „der Wille versetzt Berge“ mögen dabei Pate gestanden haben. Menschen ändern gewisse Grundzüge nie, besonders wenn es sich um Egoismus und Feigheit handelt. Das gilt für den Vater meiner unehelich geborenen Mutter ebenso, wie für Männer unserer Tage, die sich um die Pflichten einer Vaterschaft drücken. Auch herzlose Mütter, die sich um ihres eigenen Fortkommens willen von ihren unehelichen

Kindern trennen, gleich welchem Schicksal sie sie ausliefern, gibt es schon lange.

Mein Großvater, zigfacher Millionär, Kommerzienrat aus Sachsen-Altenburg, sorgte mit Geld dafür daß sein Kind adoptiert wurde und damit aus seinem Blickfeld verschwand.

Als meine Mutter 23 Jahre alt war, lernte sie meinen Vater, den späteren Theaterdirektor, kennen. Ohne Vorurteile schloß er die Ehe mit ihr. Sie war ein echtes Juwel. Auf diese Eltern bin ich auch heute noch berechtigt stolz. Mehr als die Hälfte unseres so bewegten 20. Jahrhunderts habe ich – zeitweilig auch als Schmierenkommödiant – mit ihnen erfolgreich durchgestanden.

Im Frühjahr 1960 war ich wieder einmal in meiner Geburtsstadt Leipzig. Dreißig Jahre hatte ich die Stadt nicht gesehen. Ich erinnerte mich gerne an das Jahr 1930, als ich im Opernhaus dieser Stadt „Tristan und Isolde“ hörte. Inzwischen war nun auch das „Tausendjährige Reich“ nur noch eine peinliche Erinnerung. Es waren fünfzehn Jahre vergangen seit jenem Vernichtungskrieg ohnegleichen. Meine Heimatstadt zeigte noch viele Spuren der Kriegsvergangenheit. Ich durchlief die mir noch bekannten Straßen von damals mit ihren noch sichtbaren Kriegsschäden. Ganze Häuserblocks waren verschwunden und hatten großen Baulücken Platz gemacht. Das Gebiet um den Hauptbahnhof, sowie der innere Stadtkern hatten sich verändert. Unwillkürlich gingen meine Gedanken ein halbes Jahrhundert zurück in die Vergangenheit.

Ich sah mich plötzlich als kleinen Jungen barfuß über die heißen asphaltierten Straßen dieser Großstadt gehen. Wir wohnten damals in der Innenstadt, der Katherinenstraße, in der Nähe des Brühl. Ich weiß noch, wie ich mir eine rostige Stecknadel in den Fuß trat und sie unter großen Schmerzen wieder herauszog. Zimmerlich waren wir alle nicht. Mit offenen Augen und Ohren durchwanderte ich als kleiner Knirps mit hungrigem Magen, links die Schwester, rechts den drei Jahre jüngeren Bruder an der Hand, dieses Leipzig.

Ich denke zurück an das Jahr 1909, wo mein Vater auf dem Dach eines sechstöckigen Hauses in der Innenstadt als Maurer mit der Kelle in der Hand arbeitete und ich ihm das Mittagessen brachte. Unten sah ich an diesem Tage, dem fünfhundertjährigen Bestehen der Leipziger Universität, den Umzug der Studenten mit Fahnen und Standarten. Die Kommilitonen mit breiten, bunten Schärpen zogen vorüber, laut Studentenlieder singend.

Ich sehe aber auch noch unseren von Entbehrungen gezeichneten Haushalt. Wegen Materialmangel war der Vater im Winter arbeitslos. Das war der Grund unseres jammervollen Elends. Der Ernährer fehlte. Ich erinnere mich noch gut, wie wir als Kinder im Wald Maiglöckchen oder Leberblümchen sammelten und die Sträuße auf der Straße verkauften. Wir taten es nicht auf Anweisung unserer Eltern sondern aus eigenem Antrieb. Wir wollten etwas dazu tun, die Not daheim lindern.

Und hier in Leipzig begann unsere künstlerische Laufbahn. Diese Situation der Armut und des Elends war der Grund für meine stets erfindungsreiche Mutter, einen Ausweg für eine bessere Existenz meines Vaters zu suchen. Es kam ihr zufällig ein Damenkostüm in die Hände, das mein Vater mit in die Ehe

gebracht hatte. Er hatte dieses Kostüm bei den „Leipziger Sängern“ während einer Theateraufführung getragen. Da mein Vater aber ziemlich groß und breit war, sehr männlich wirkte, hatte ihn ein bedeutend kleinerer Mitspieler verdrängt. Vater hatte ebenso wie Mutter eine gute Stimme. Das Stimmvolumen umfaßte Baßtiefe bis zur Umschlag- ja Fistelstimme hinauf, eine Sopranstimme koripierend.

Das Kostüm weckte bei meiner Mutter neue Hoffnungen. Dazu passend schneiderte sie sich ein Dirndlkleid. Es wurden einige zweistimmige Tirolerlieder einstudiert, und das Duett war fertig. Der Plan meiner Mutter lautete „Das Gesangsduo Mirzl und Nantel aus Tirol“, auf der Durchreise, ist durch Zufall frei. –

Gesagt, getan! Not bricht Eisen!

### *Ständeln in leipzig.*

Zwei Tirolerinnen im Dirndelkleid und mit Tirolerhüten, von denen die eine riesengroß war und ziemlich kompakte Hände und muskelstrotzende Arme hatte gingen mit einem Überhang versehen des Abends aus dem Haus. Mein Vater mit Perücke, geschminkt und mit Absatzschuhen muß sicher gut gewirkt haben, denn wenn er mit meiner Mutter in ein Lokal eintrat, gab es jedesmal ein tolles Gelächter. Alles war mäuschenstill, wenn meine Mutter ansagte. Sie sprach dabei bayrisch. „Wir sind auf der Durchreise und durch Zufall frei. Wir gestatten uns einige Tiroler Lieder zu singen.“ In Leipzig, einer Stadt mit übermütigen Studenten, die stets für Späße ausgefallenster Art Verständnis zeigten, gefiel das Gesangsduo. Der Beweis war: starker Applaus und ein gefüllter Teller.

Die Not zu Hause- mittlerweile waren vier kleine Esser auf die Welt gekommen, war behoben. Der erste Schritt auf den Brettern, die die Welt bedeuten, war getan. Das viele Singen und Üben meiner Eltern im Hause zeigte seine Früchte, auch wir Kleinen fingen an, es den Großen nachzutun, sangen bald schön dreistimmig.

Wenn die Eltern abendlich in ihrer auffallenden Kostümierung über die Straßen gingen, wurden sie oft von Kindern belästigt, die hinter ihnen herriefen: „Das ist ja een mann!“ Eines Tages war dieser Auflauf derartig groß geworden, daß mein Vater mit ungeheurer Fistelstimme auf der Straße schrie: „macht, daß Ihr fortkommt oder ich hole die Polizei.“ Alle schrien und johlten erst recht und ließen sich durchs nichts stören. Da in der Nähe eine Polizeiwache war, was mein Vater sicherlich wußte, lief meine Mutter in ihrer Angst zur Wache. Gleich darauf kam ein Polizist mit einem riesigen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart heraus (damals trugen die Polizisten und sonstige Staatsbeamte den Schnurrbart wie der jeweilige Regent und brachte meine Eltern bis zum Auftrittslokal.

Ich habe bald selbst gemerkt, daß der Weg zum Ruhm dornenreich ist. Das bisherige Repertoire war zu klein. Es mußte vergrößert werden und dazu sollte eine neue Sensation kommen nämlich als „der kleinste Komiker der Welt“.

Wie meine Mutter auf diese Idee gekommen war wußte ich nicht. Wahrschein-

lich hatte ich schon als Kind irgendwie Veranlagung zum Komiker erkennen lassen. Ich mußte ein Couplet in sächsischer Mundart lernen und wurde entsprechend kostümiert. Darin war meine Mutter groß.

Eines Tages war es damit soweit. Ich stand in einem Lokal auf dem Podium und debütierte. Ich machte alles genauso, wie man es mit mir eingeübt hatte und es wurde ein großer Erfolg. Es gab Applaus, und ein Teller, mit dem ich hinterher herumging, füllte sich mit Geldstücken.

### *Tingeln und Varietee*

Die Eltern hatten sich inzwischen ein größeres Repertoire zugelegt. Sie spielten „Evi und Vroni“, wobei mein Vater auch hier als Frau auftrat und Riesenbeifall einheimste! Das Ständeln hatte aufgehört, die Stufe höher hieß „Tingeln.“ Es gab jetzt schon feste Sonntagsgeschäfte, wobei mein ältester Bruder Kurt, der inzwischen Klavierunterricht genommen hatte, als „jüngster Piansit Leipzigs“ meine geschäftstüchtige Mutter liebte damals die Superlative die Eltern begleitete. Damit war erneut eine weitere Perspektive in unserer künstlerischen Fortentwicklung gegeben. Die Mutter mußte nun den engen Rahmen, der sich in Leipzig bot, sprengen. Sie brauchte die große, weite Welt. Die Entwicklung in Leipzig ging zu langsam. Wir waren für drei Monate die Miete schuldig. Das Leihhaus hatte ohnehin schon das Wertvollste unseres bescheidenen Haushalts aufgenommen. Ich erinnere mich noch an eine Standuhr, die bei einem Trödler billig gekauft worden war und an Federbetten, die noch nicht einmal voll bezahlt waren. Wir fünf Kinder hatten Hunger auch wenn wir nicht verwöhnt waren und uns ebenso mit einer Mehlsuppe zufrieden gaben, wie mit Resten aus größeren Bäckereien oder Warenhäusern.

### *Die große Wende*

Ich erinnere mich sehr genau, wie meine Mutter eines Tages nach Hause kam und nach uns Kindern rief. Als sie uns nicht in der Wohnung fand, guckte sie durchs Fenster und erblickte ihre Kleinen auf dem Dach im fünften Stockwerk. Vom Dachboden aus waren wir in einer Dachrinne, von einem Sicherungsbrett abgeschirmt, auf's Dach gestiegen und auf den Brettstegen, die der Schornsteinfeger benutzte, über die Dächer spaziert. Wir Kinder hatten es einfach satt, immer nur auf den Asphaltstraßen zu spielen. Wir wollten auch mal in die Höhe, auf die Dächer der Häuser. Bis heute weiß ich nicht, wie es meiner Mutter zumute war, als sie uns rußverschmiert in schwindelnder Höhe erblickte. Sie nahm uns in Empfang, nicht etwa mit Prügel, nein, so etwas gab es bei uns nicht. Die Eltern erzogen mit anderen Mitteln.

An diesem Tage erläuterte uns die Mutter, daß sie sofort mit dem Vater verreisen und wir Kinder allein in der Wohnung bleiben müßten. Wir nickten zwar dazu, verstanden aber gar nichts.

Ich weiß nur noch, wie die Koffer gepackt wurden und die Eltern abreisten. Wir Kinder blieben allein. Unsere Wohnung in der dritten Etage, vier Zimmer und die Küche, gehörten während der folgenden vier bis acht Wochen uns allein. Die Inhaberin der Wohnung vis-a-vis auf derselben Etage betreute uns

recht und schlecht. Wahrscheinlich bedauerte sie uns auch. Eines Tages kam ein Telegramm, der Jüngste von uns, Albert, sollte sofort nach Saarlouis kommen. Er würde dringend gebraucht.

Er war gerade sechs Jahre alt. Er bekam ein Schild um den Hals gehängt und fuhr alleine mit dem Zug von Leipzig nach Saarlouis. Albert konnte sehr gut singen und war sehr musikalisch. Er wurde später ein gefeierter Bariton, Opern- und Konzertsänger in Wien.

### *Aufbruch ins Saargebiet, ins Land der schwarzen Diamanten*

Meine Mutter hatte wieder einmal etwas Großes vor. Sie war mit ihrem Mann, der sich übrigens immer willig den Anordnungen seiner Frau unterordnete und etwas zum Phlegma neigte in verschiedenen Kabarets jeweils vierzehn Tage lang verpflichtet gewesen.

Sie waren von Hameln über Bielefeld nach Saarbrücken und Saarlouis gekommen. Im Saargebiet mit seinen Gruben und Hütten war für ihre künstlerische Entwicklung Neuland entdeckt worden. Vierzehn Tage nach Albert reisten die letzten der Familie, meine Schwester und ich nach.

Unser Hausrat wurde versteigert und der Erlös reichte gerade zur Bezahlung der Schulden.

Nun ging es in die zweite Etappe unserer Kleinkunstbühne. Der Direktor hieß Herbert Clairke. Das war der Künstlurname meines Vaters, der sich in seinem neuen Beruf ganz wohl fühlte und vorsorglich sein ganzes Maurergeschirr, Kelle, Hammer und Wasserwaage in Leipzig gelassen hatte.

Unsere Familie hatte gewissermaßen „jungfräulichen Ackerboden“, Goldgräbergebiet für die Kunst, im Saargebiet gefunden. Der Vater war zum Direktor avanciert. Gedanken, Initiative und schöpferische Ideen kamen zwar von unserer lieben Mutter, die bis ins hohe Alter (sie wurde achtundachtzig Jahre alt) mit immer neuen Plänen aufwartete. Aber der optische Mittelpunkt des kleinen Unternehmens war mein Vater. Er war eine respektable Persönlichkeit, eine gute Fassade, wenn man so will.

Die Truppe bestand jetzt schon aus mehreren Personen, darunter auch zwei Lehrmädchen, die ja damals nichts kosteten. Der Pianist, sagen wir: der Kapellmeister war mein ältester Bruder Kurt. Das Repertoire umfaßte nun schon zwei bis drei Singspiele, Duette und mehrere Soloszenen, die mein Vater mit seiner Bärenstimme zum Besten gab. Ein elternloser junger Mann – Peter Lauer – aus einem kleinen saarländischen Dorf, hatte auch den Weg zu uns gefunden. Er arbeitete als Schnellmaler und half in kleine Rollen aus. Der sechsjährige Albert unser Jüngster sang mit meiner Mutter, stets mit großem Erfolg, das Heinerle aus der Operette „Der fidele Bauer“. Ich selbst trat als „kleinster Komiker der Welt“ mit meinem Vater als Rekrut auf und brachte es in Kirmesgeschäften manchmal auf eine Tagesgage von zehn Mark.

### *Die Leipziger Kleinkunstabühne*

In Saarlouis, der damaligen Garnisonstadt, spielte sich eine einmalige Story ab.

Die Frau Direktor, damals noch jung und unternehmungslustig, hatte ein Damenensemble mit jungen Anfängerinnen gegründet. Inwieweit bei den drei jungen Achtzehn- bis Neunzehnjährigen, die ausgewählt wurden, damit eine erfolgreiche Laufbahn begann, kann niemand mehr sagen. Dieses Damenensemble wurde eines Tages durch eine weitere Person vergrößert.

Die Leipziger Kleinkunstabühne, die Samstags und Sonntags mit einem kabarettprogramm auftrat, hatte schon dreimal hintereinander in einem Saarlouiser Lokal in nächster Nähe der Kaserne gastiert. Die geschäftstüchtige und sehr resolute Wirtin mit respekteinflößendem Äußeren (ein Zilletyp mit aufgekrempeelten Ärmeln und einer Donnerstimme) duldet in ihrem Lokal keinerlei Streit unter den Gästen, die vor allem Militär angehörten. Sie hatte schon mehrmals eigenhändig Radaubruder an die frische Luft befördert, was ihr als frühere Ringkämpferin auf Jahrmärkten keine Schwierigkeiten bereitete. Ihr Mann war ein ehemaliger Feldwebel, der hinter dem Buffet die Rolle des Bierausschenkers und auch den Hausburschen spielte. Er mochte in seiner früheren Zeit mit seinem Kaiser-Wilhelm-Bart auf dem Kasernenhof ungeheuerlich gebrüllt und geschimpft haben, hier jedoch hinter dem Buffet spielte er eine devote Rolle, fast die Rolle eines Pantoffelhelden. Seine Frau befahl und er gehorchte.

Nach dem dritten Gastspiel die Wirtin mit meinen Eltern und sagte daß sie mit den Leistungen der Truppe sehr zufrieden sei, bloß der Pianist würde ihr nicht gefallen.“ Er ist für unser Lokal nix, bringen Sie das nächste Mal einen anderen Kapellmeister mit.“

Mein Vater, erschrocken wie immer, wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte, denn wir hatten ja keinen anderen, während die Mutter sofort reagierte und einen anderen kapellmeister versprach. Außerdem ließ sie durchblicken, daß sie das nächste Mal einem Damenensemble aufträte. Frau Waletzko – so hieß die Wirtin – war von diesem neuen Vorhaben begeistert und erinnerte beim Abschied noch einmal an einen neuen Pianisten.

Die kommende Woche verging mit aufreibender Arbeit. Das Damenensemble mit den neuen Kräften wurde um eine Person bereichert, es war unser vierzehnjähriger Ältester, unser bisheriger Pianist!! Er wurde mit Perücke versehen, erhielt das gleiche Kostüm wie die anderen Darstellerinnen. Da er das Programm am Klavier ja einstudiert hatte, also auswendig konnte, und seine Stimme von der Pubertät noch nicht beeinflusst war, konnte er einen echten Sopran singen. Es war ihm ein Leichtes, im Ensemble unterzutauchen.

Es wurde Sonntag. Die jungen Anfängerinnen zitterten vor Aufregung, denn es war ihr Debüt. Unten, dicht vor der Bühne, saß unser Ältester als Dame verkleidet und erregte begreiflicherweise große Aufmerksamkeit. Als sie im gefüllten Saal auf der Bühne standen und mit ihren Tanzschritten und ihrem Gesang nach der ersten Nummer die Rekrutenherzen erobert hatten, wurden sie nochmals herausgeklatscht. Dazu sprang unsere neugebackene Pianistin – Frau Direktor stellte sie als Fräulein Hulda vor – aufs Podium und verbeugte

sich graziös lächelnd und ertete Sonderapplaus. Frau Waletzko, hinter dem Büffet stehend, lachte und rief zur Bühne hinüber: „Sehr gut, kann doch wenigstens Klavier spielen“!

Damit wäre eigentlich der Scherz zu Ende, wenn sich nicht für unsere Pianistin beinahe eine besondere Reminiszenz ergeben hatte.

Die vermeintliche Pianistin saß wie vorher als Pianist immer vor dem Podium, begleitete nicht nur sämtliche Kabarettnummern, sondern mußte auch die Pausen mit Musik ausfüllen. Sie ertete verschiedene Male für ihre Musiknummern starken Applaus. Ich erinnere mich beispielsweise an ein Stück, das „Die Spieldose“ hieß. Die anwesende militärische Jugend, wie auch die jungen Burschen in Zivil hatten scheinbar noch nie einen weiblichen Pianisten gesehen, bestimmt nicht in solcher Aufmachung. So war es nicht zu vermeiden, daß ein junger Mann sich einen Stuhl an das Klavier heranzog und die Pianistin nicht aus den Augen ließ. Dauernd bestellte er für die von ihm Verehrte Getränke, denn er wollte als Kavalier gelten. Als Herr Direktor das gewahr wurde, sagte er dem jungen Verehrer, daß er den vielen Alkohol für die Künstlerin nicht dulden könne. Der junge Mann stellte aber seine Zähigkeit unter Beweis und schickte nun Limonaden, Himbeersaft und dergleichen. Schließlich hatte er ihr im Laufe des Abends sogar einen Ring mit einem Stein aufgenötigt, verbunden mit einem leisen Flüstern, daß er sie heute Abend nach Hause begleiten würde. Es war bestimmt keine einfache Situation, die unser Ältester hier erlebte. Liebe auf den ersten Blick, dazu noch ein gewisses Quantum Alkohol, schienen den jungen Mann geradezu blind gemacht zu haben. So sah er nicht, wie sich einmal die Perücke seiner Angebeteten verschoben hatte und die peinliche Situation erst durch Frau Direktor wieder in Ordnung gebracht werden mußte.

Die Ausdauer des jungen Mannes hatte um zwölf Uhr nachts ihren Höhepunkt erreicht. Er wollte es jetzt genau wissen. Vielleicht glaubte er in seiner jugendlichen Unschuld, daß er durch die Übergabe des Ringes die Angebetete an sich gekettet hätte. Er wäre sicher froh gewesen, wenn ihm nur ein harmloses Nachhausebegleiten als Belohnung vergönnt gewesen wäre. Doch diese zarten Herzenstöne wurden grausam durch eine Dissonanz gestört. Herr Direktor war es, der draußen vor der Tür, als Frau Waletzko Feierabend geboten und das Lokal geräumt hatte, eine Eröffnung machte, die ihm schier das Herz zerbrach. Es waren harte und schmerzende Worte, die der Herr Direktor sprach. Er könne nicht zulassen, daß eine Dame aus dem Ensemble nach dem Dienst sich in Herrenbekanntschaft einlasse. Die Künstlerinnen wären müde und brauchten dringend den Schlaf. Bei ihm in seiner Kleinkunstabühne herrsche Disziplin, er – der Direktor – sei für alle verantwortlich. Als er dann noch den Ring zurückgab, hätte der junge Mann am liebsten vor Liebesschmerz laut geweint. Nur mit Mühe konnte er sich beherrschen. Während des Gespräches hatten sich indessen alle Mitwirkenden durch die Hintertür nach Hause begeben. Die Worte des Herrn Direktors hatten ihre Wirkung erzielt, wenn auch das Herz eines jungen Menschen gebrochen schien.

### *Der Sprung auf die Bretter, die die Welt bedeuten*

Nachdem meine Eltern einmal in „Neufangs Konzertsaal“ in Saarbrücken aufgetreten waren und mit dem „Heinerle“ großen Applaus geerntet hatten, wünschte der Direktor vom Saarbrücker Stadttheater, es war Herr Steiner-Kaiser, meinen Vater zu sprechen. Die beiden Direktoren schlossen ein Geschäft ab. Meine Eltern wurden wegen ihrer schönen Stimme sofort an das Stadttheater in Saarbrücken verpflichtet, ebenso wir Kinder. Direktor Steiner-Kaiser war wegen Geldschwierigkeiten immer auf der Suche nach neuen Kräften, denn es kündigten immer wieder Künstler während der Spielzeit und dann wurde nach neuen gesucht. Meine Eltern wurden Chorsänger mit Soloverpflichtungen. Eine weitere Hürde war genommen, als schließlich die ganze Familie gegen festes Salair im Theater untergekommen war. Den größten Erfolg hatte in der damaligen kurzen Periode der Kleinste und Jüngste von uns, der mittlerweile sieben Jahre alte Albert, als „Heinerle“. Nach seinen Auftritten flogen Geldstücke auf die Bühne. Einmal bekam er von Kommerzienrat Röchling, der in der Loge saß, ein Goldstück geschenkt. Was mich betrifft, so hatte ich mehrere Kinderrollen zu spielen. Auch in Kindervorstellungen war ich mit meiner Schwester Hilde tätig. Die ganze Bühnenwelt hinter den Kulissen faszinierte mich unheimlich. Nach einem Dreivierteljahr zogen erstmals dunkle Wolken am Theaterhimmel auf. Theaterdirektor Steiner-Kaiser hatte wieder einmal seine finanziellen Schwierigkeiten. Seit Monaten schon war die Gage nur in Raten gezahlt worden, als er eine meiner Mutter versprochene Rolle einer anderen Schauspielerin antrug, reagierte meine stets temperamentvolle Mutter entsprechend, der Krach war da. Sie wurde fristlos entlassen und, was das Schlimmste war, die ihr noch geschuldete Gage mußte erst eingeklagt werden. Dies dauerte sehr lange, denn Geldmangel war der ständige Begleiter von Direktor Steiner-Kaiser.

Als dann der Prozeß lief, war auch für die anderen Familienangehörigen das Bleiben unmöglich. Wir folgten also der Mutter und verließen das Theater.

Mein Vater hatte inzwischen viel gelernt. Wir nahmen das Tingeln wieder auf, jedoch „gekonnter“. Es hatte schon Format, wie mein Vater das Publikum begrüßte, Witze erzählte und die Darsteller ansagte.

Das Programm war bunt und dem jeweiligen Publikum angepaßt. Mein Vater war als Komiker besser denn je, schon sein Lachen riß mit. Er hatte immer sofort mit dem Publikum Kontakt und konnte mit seinem urwüchsigen Humor alle in seinen Bann ziehen.

### *Der erste Weltkrieg*

Der erste Weltkrieg brach aus und mein Vater rückte zum Landsturm ein. Schnell avancierte er zum Kompaniespaßmacher und eroberte sich eine Stellung als Koch. Ihm wurde alles verziehen, gleich ob er scharfe Schüsse auf eine Baumgruppe während einer nächtlichen Wache abgefeuert hatte oder gar die Versetzung eines Schilderhäuschens auf dem Gewissen hatte. Wegen letzterem befragt, gab er unschuldig zur Antwort, daß der vorherige Standort ihm unheimlich gewesen sei.

Unsere Theatergruppe hatte während des Krieges Zwangspause und alle atmeten auf, als mein Vater und der älteste Bruder Kurt heil und gesund wieder heimkehrten. Vater hatte sich einen martialischen Schnurrbart zugelegt und Speck angesetzt. Der Schnurrbart fiel gleich nach der Rückkehr und der Bauch schrumpfte schnell bei der wieder schmalen Kost.

#### *Die Entstehung des Leipziger Operettentheaters*

Die Mutter war inzwischen nicht untätig gewesen und ging sofort an die Ausführung geschmiedeter Pläne. Albert und meine Schwester bekamen Gesangsunterricht bei einer Opernsängerin. Kurt setzte sein Klavierstudium fort. Ich hatte schon während des Krieges ein Stipendium für eine höhere Schule bekommen.

Um wieder zu geregelten Einnahmen zu kommen, wurden Sonntagsvorstellungen in der Umgebung organisiert und in der Freizeit eine Operette einstudiert. Unser Engagement am Stadttheater hatte uns geprägt. Es war somit kein Zufall, daß wir bald im Besitz des Klavierauszuges und des Regiebuches der Operette „Der fidele Bauer“ waren. Wie besessen gingen wir ans Proben einer richtigen Operette. Eines Tages hatte sich ein geschäftstüchtiger Manager eingefunden, der den Theaterhunger der Bevölkerung klar erkannte. Es dauerte nicht lange, da hatte er einen Auftritt ausgehandelt in der Festhalle in Landau. Und er meldete uns: „ausverkauft“.

#### *Der fidele Bauer in Landau*

Unser Theater hieß plötzlich „Leipziger Operettentheater“. Etliche Kräfte vom Saarbrücker Stadttheater wirkten als Gäste mit, natürlich auch unsere ganze Familie. Als wir nachmittags in Landau eintrafen, bot sich uns die Lage verheißungsvoll dar. Das Theater war vollkommen ausverkauft. Unser Manager, der die Stellvertretung des Direktors übernommen und ängstlich den Vorverkauf überwacht hatte, (erst später stellten wir fest, warum) hatte einen Organisationsfehler begangen. Er hatte in Landau ein Orchester bestellt und brachte, vielleicht zur Reserve, ein zweites aus Saarbrücken mit. Jedes Orchester war mit ungefähr zwanzig Musikern besetzt. Hinter der Bühne herrschte eine bienenschwarmartige Geschäftigkeit. Mein Vater sang den Zipfelhaubenbauer und Mutter die Annamirl. Etwas zu groß geraten war Albert als Heinerle, denn er war immerhin schon fünfzehn Jahre alt. Es gab eine miserable Generalprobe und Pannen bei der Aufführung, aber die Landauer amüsierten sich köstlich. Besonderen Lacherfolg hatte eine nicht vorgesehene Szene.

Landauer Burschen sollten als Statisten die Prügelei auf der Kirmes mimen, vergaßen aber in der Hitze des Gefechtes, daß sie auf der Bühne standen, und prügelten alles, was sich rührte. Ich spielte den Raudaschl und den Ortspolizisten. Als ich gemäß der Rolle die Keilerei beenden sollte, geriet ich selber in den Mittelpunkt des Geschehens und wurde verdroschen. Als sich alles verzog, verhaftete ich nur noch das übriggebliebene Heinerle und erntete stürmischen Applaus.

Die Enttäuschung des Abends bescherte uns der Manager. Er versuchte uns zu betrügen. Obgleich er letztlich gezwungen werden konnte, meinem empörten Vater unterschlagenes Geld zurückzuerstatten, so blieb doch eine größere Summe verschwunden. Ein schwerer Schlag, zumal die zwei engagierten Orchester schon eine Unsumme kosteten. Meine Mutter war mit der Aufführung und ihrer eigenen Rolle sehr zufrieden. Sie brauche das Leben im Rampenlicht als Ausgleich für ihren unbarmherzigen Lebenskampf. An das ausverkaufte Haus denkend, ahnte sie bereits, daß dies erst der Anfang einer großen erfolgreichen Laufbahn des Leipziger Operettentheaters sein könnte.

#### *Aller Anfang ist schwer*

Nach diesem erfolgsversprechenden Debüt schien also der Weg dieses kleinen Theaters geebnet, nur mußten wir uns von den gastierenden Schauspielern des Saarbrücker Stadttheaters trennen.

In der Zeit allgemeiner Arbeitslosigkeit hatte eine Zeitungsannonce natürlich Erfolg. Es gelang uns, einen Anfänger mit recht guter Tenorstimme und erstklassiger Figur zu finden, sowie für weibliche Hauptrolle eine frühere Chronistin der Saarbrücker Bühne, die mit meinen Eltern zusammen im Chor aufgetreten war. Zwar entgleiste diese Chronistin stimmlich hin und wieder, aber es war nicht gravierend. Wir Kinder mußten Doppelrollen übernehmen, aber wir waren unabhängig. Mein Vater, Direktor und Schauspieler, betätigte sich auch als Manager. Das bedeutete, daß er, in Cut und mit Künstlerschlapphut, Reklamezettel anklebte. Die Genehmigung hierzu holte er sich beim jeweiligen Bürgermeister gegen Vorlage eines Kunstscheins, der bestätigte, daß es sich bei unseren Darbietungen um Kunst handelte, und der uns von der Gewerbesteuer befreite. Ausgestellt hatte uns jenen Kunstschein ein Solist des Saarbrücker Stadttheaters, der uns noch nicht einmal gehört hatte. Immer wurde dieses Dokument nicht anerkannt; dann übernahm unsere Mutter die Verhandlungen. Bürgermeister und Landräte konnten ihrer Überzeugungskraft nur schwer widerstehen. Einmal wollte es nicht klappen, da griff sie zu härteren Maßnahmen. Sie stellte in Aussicht, daß wir der Gemeinde zur Last fallen würden, wenn die Auftrittsgenehmigung nicht gegeben würde. Der Bürgermeister besah sich die Truppe, die vor allem aus jungen und heranwachsenden Menschen bestand, vermutete starke Esser und erteilte sofort die Erlaubnis zur Vorstellung. Gegner unseres Theater waren nicht selten die Geistlichen, die von der Kanzel herab wetterten und herausfanden, daß mein Vater glaubenslos war. Die Säle blieben dank ihrer Vorarbeit oft erschreckend leer. Auch waren einmal in einer Gemeinde die von Vater frisch aufgeklebten Plakate hinterrücks wieder entfernt worden. Eine offene Aussprache hatte der Zettelabreißer vermieden. Es gab sogar einen Fall, wo der Pfarrer nicht nur seinen Gemeindegliedern den Besuch unserer Operette „Der fidele Bauer“ untersagte, sondern auch die von meinem Vater mit Mehlkleister angeklebten Plakate selbst vom Telegrafmast herunterriß.

Trotz allem: Die meisten von uns waren noch jung und zu Opfern bereit, ohne sie als solche zu empfinden. So spielte sich z. B. unser Abendessen ab: Etwa eine Stunde vor der Vorstellung brachte die Wirtin des Lokals eine Kanne Kaffee und Tassen hinter die Bühne. Mein Vater hatte das Schneiden eines oder zweier Brote wie das Schmieren mit Butter übernommen. Jeder Mitwirkende

bekam seine „Butterbemme“ und dazu seinen Kaffee. Alle aßen und wurden satt. Es gab keine Kritik, denn es gab nichts anderes. So gestärkt gingen wir in die Vorstellung. Oft passierte es, daß ein verfrühter Theatergast ankam und zur Kasse drängte. Dann war das Signal für meinen Vater gegeben. Den im Munde befindlichen Bissen schluckte er schnell herunter und eilte, mit einem Umhang versehen, geschminkt wie er war, von der Bühne herunter, um den Gast zu begrüßen. Spielten wir den „Fidelen Bauer“ hatte er die Zipfelhaubensmütze auf dem Kopf, die er an der Kasse aufbehielt. Wie jeder gute Theaterdirektor hatte er die Kasse besonders ins Herz geschlossen. Er wußte, daß von dort die Existenz kam. Vom Applaus, dem Brot des Künstlers, hielt er nicht so viel. Selbst wenn er schon auf der Bühne stand und von dort beobachtete, wie sich jemand ohne bezahlt zu haben, in den Saal drängte, war er imstande den Säumigen zur Kasse zu bitten; übel wurde ihm das nicht genommen. Er war ein Theateroriginal, war beliebt und genoß Respekt.

### *„Der Fidele Bauer“ in der Stadt Luxemburg*

So wurde vom Leipziger Operettentheater im Saargebiet „Der Fidele Bauer“ und, als gemischtes 2. Programm, ein „Bunter Abend“ gespielt. Mittlerweile war jene Operette durch die vielen Aufführungen „mustergültig“ geworden. Der Theaterdirektor als Zipfelhaubensbauer weinte jedesmal, beim Fortzug seines Sohnes Stefan nach Wien, echte Tränen; es war tatsächlich ein Mime mit hervorragenden künstlerischen Eigenschaften.

Ein Souffleur schien uns bis zu diesem Zeitpunkt entbehrlich. Als Einzugsbereich für unsere Bühne erschien uns deutlich das angrenzende Ausland. Luxemburg war nicht so deutsch-feindlich wie etwa Frankreich. Also wurde zuerst versucht dort aufzutreten. Eines Tages war es soweit. Die Stadt Luxemburg erlebte „Den Fidele Bauer“. Es war ein feierlicher Augenblick, als wir als erste deutsche Bühne nach dem mörderischen Weltkrieg im ausverkauften Hause (wir waren allerdings mit fester Gage engagiert) Triumphe feierten. Die Luxemburger waren außer Rand und Band, sie piffen und schrien und klatschten und alles war Beifall. Besonders der Zipfelhaubensbauer hatte es ihnen angetan, er hatte wieder so wirkungsvoll geweint, daß der halbe Saal schluchzte und das Publikum sich die Tränen abwischte. Die Luxemburger, als Gemütsmenschen, liebten solche Sentimentalitäten. Ein kleiner Wermutstropfen wäre beinahe in unsere Aufführungsstimmung geflossen. Wir hatten für die Rolle des Heinerle einen Buben aus Saarbrücken mitgenommen, der daheim uns gegenüber ruhig und zutraulich war. Als im Zug nochmals geprobt werden sollte, schrie er Zeter und Mordio, wollte zurück zu seiner Mutti und erklärte rund heraus, er würde nicht singen. Weder gütliches Zureden noch die Zusicherung von Bergen von Schokolade half. Er schrie.

Ob ich an meine eigene Kindheit denken mußte, als ich als „kleinster Komödiant“ gehorsam und diszipliniert getan hatte, was mir aufgetragen worden war oder ob mir das Gebrüll auf die Nerven ging, weiß ich heute nicht mehr. Ich legte jedenfalls den Burschen übers Knie und verabreichte ihm eine gehörige Lektion.

Was niemand erwartet hatte, trat ein. Das wütende Bürschchen wurde schlagartig still, sang und probte bereitwillig und hatte bei der abendlichen Auffüh-

zung einen Riesenerfolg. Merkwürdig war, daß ihn die Prügel zu meinem treuesten Anhänger machten. Hinter der Bühne drückte er sich an mich, als sei nichts geschehen.

Das Leipziger Operettentheater war Tagesgespräch. Mein Vater gefiel besonders und hatte wie Heinerle den meisten Applaus. Nun ging es nach Esch und Differdingen, wo wir ebenfalls äußerst erfolgreich waren.

### *Ein schwerer Rückschlag in Luxemburg*

Auf den Wolken dieses Erfolges probten wir nun für die Operette „Ein Walzertraum“ von Oskar Strauß. Wieder sollte die Stadt Luxemburg unsere erste Tourneestation sein. Pünktlich fuhren wir mit dem Zug von Saarbrücken zur Grenzstation Wasserbillig. Die Zollkontrolle war außergewöhnlich genau. Vielleicht hatten die vielen Offiziersuniformen, die wir benötigten, besonders interessiert. Mit Mühe und Not erreichten wir den Zug zur Weiterfahrt und stellten fest, daß der Kapellmeister, mein Bruder, nicht bei uns war. Auch im Theater fand er sich nicht ein. Schlimm war, daß er die Partitur für die zehn luxemburgischen Musiker samt dem Klavierauszug in der Tasche hatte.

Vater fluchte, Mutter telefonierte an die Grenze zur Zollstation, er blieb verschwunden. Vater versuchte das Publikum zu vertrösten, sprach zu ihnen und erreichte, daß sie eine volle Stunde warteten, dann wurde es unruhig, ja unwillig. Wieder mußte der Herr Direktor vor den Vorhang und Zugeständnisse machen. Er versuchte zuerst zu erreichen, daß die Karten für eine spätere Vorstellung Gültigkeit behielten, das stieß aber auf Ablehnung. Als die Unzufriedenheit bedrohlich und das Murren zu laut wurden, erklärte sich mein Vater bereit, das Eintrittsgeld zurückzuzahlen. Die Zuschauer hasteten zur Kasse. Unser Ruf war stark geschädigt.

Wir standen wieder einmal vor dem Nichts. Reklamen, Kostüme und andere Unkosten mußten bezahlt werden. Gagen gab es an diesem Abend keine. Da drehte unsere erste Sängerin, Anita, durch. Im Voraus hatte sie sich schon ihre Gage – in den damals so beliebten Luxemburger Franken ausgerechnet (die das vollbesetzte Haus zu garantieren schien). Als sie den Direktor mit der gefüllten Kasse die Bühne verlassen sah, wurde sie richtiggehend hysterisch, sie verfiel in einen Weinkrampf und sprang meinen Vater an, um die Kasse in ihren Besitz zu bringen. Mein Vater mußte seine Donnerstimme einsetzen und all seine Kraft aufwenden, um sich von ihr befreien zu können. Sie schluchzte heftig, wagte aber keinen weiteren Angriff mehr. Dieses geschah zu einem Zeitpunkt, als schon deutsche Millionenscheine im Umlauf waren und das deutsche Geld von Tag zu Tag an Wert verlor, während die Luxemburger Währung immer noch großen Wert besaß.

Wo aber war der Kapellmeister geblieben?

Er war in den falschen Zug gestiegen und befand sich bereits auf der Fahrt nach Köln, als er den Irrtum erst bemerkte. Im Theater waren wir verzweifelt. Nach Abbau der Dekorationen und dem Verpacken der Kostüme, die in einer beachtlichen Anzahl Koffer mitgeführt wurden, fuhren wir sehr traurig heim.

„Das Leben muß weitergehen“ sagte Frau Direktor, und sie hatte Recht.

Wir schrieben das Jahr 1923. Die Inflation kam zu ihrem Höhepunkt. Fremde Valuten waren begehrt. Also auf nach Frankreich nach Elsaß-Lothringen.

*„Der fidele Bauer“ in Neunkirchen bei Saargemünd (Frankreich)*

Ähnlich bemerkenswert wie unser Gastspiel in Luxemburg verlief das Gastspiel „Der fidele Bauer“ in Frankreich, in Neunkirchen bei Saargemünd.

Wir hatten als Ersatz für die rabiante Anita als erste Sängerin Maria Baumgarten verpflichtet. Sie war eine ausgezeichnete Sängerin mit gepflegter Stimme. Nach einem Streit am Saarbrücker Apollo-Theater war sie ohne Engagement und reiste nun gerne mit uns.

Unser erstes Auftreten jenseits der Grenze wäre ohne erwähnenswerte Sensationen geblieben, wenn nicht nach Schluß der Vorstellung folgendes eingetreten wäre:

Die Vorstellung in Neunkirchen war ausverkauft, die Gagen sicher. Zu unserem Pech war uns der letzte Zug nach Saarbrücken vor der Nase weggefahren. Eine Übernachtung am Ort war teuer, für uns zu teuer, also beschlossen wir, die achtzehn Kilometer nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Die Koffer wurden auf das Dutzend Mitspieler verteilt und dann ging es los. Auf mich kamen zwei Koffer, was normalerweise nicht allzu schlimm gewesen wäre, aber ich war müde und hatte Muskelkater, denn ich hatte am vergangenen Vormittag noch Fußball gespielt. Ich spürte jeden Knochen im Leibe.

Nach einer guten Vorstellung und einer guten Gage ist Fröhlichkeit die Folge. Von der ersten Sängerin bis zum jüngsten Mitspieler herrschte ausgezeichnete Laune. Mein Vater erzählte Witze und die anderen, dadurch angeregt, ebenfalls, es wurde viel gelacht. Es war inzwischen Zwei Uhr morgens und das anfangs flotte Marschtempo verringerte sich ständig. Meine Mutter wurde nachdenklich, wahrscheinlich beschäftigten sie wie stets Pläne für die weitere Entwicklung unseres Theaters. Den Vater umhüllte sein berühmter Gleichmut wie ein Mantel, für ihn war die Fußtour nur ein notwendiges Übel, er freute sich wohl auch schon auf sein Bett oder auf eine gute Mahlzeit in Form eines Hühnchens, das ihm die gute Einnahme erlauben würde. Ich ging inmitten der anderen schweigsam gewordenen Ensemblemitglieder. Ich war dermaßen müde, daß ich fast im Gehen schlief, und das mit zwei Koffern in den Händen. Ausscheren konnte ich dabei nicht, daran hinderten mich die mich flankierenden Mitmaschierer. Bei der „Leipziger Operette“ wurde sogar im Schlafe weitergegangen!!! Heute, sechzig Jahre später, hätten wir bestimmt in Saargemünd ein Auto aufgetrieben und wären diese Strecke gefahren. Aber im Jahre 1923 sah man auf der Straße eben überwiegend noch Pferdefuhrwerke. Heute erscheinen solche Anstrengungen wie der geschilderte Fußmarsch fast wie ein Märchen. Maria drückte es einmal so aus: „Das Spielen beim Leipziger Operettentheater war manchmal sehr anstrengend, aber ich möchte diese Zeit nicht missen, es war die schönste meines Lebens.“

### *Der Schauspieler Holm, unser Sorgenkind*

Eine besondere Type an unserem Theater war der lange Holm. Er hing wie eine Klette an uns. Seinen Part brachte er so überzeugend, daß wenn er, der notorische Faulenzer, in der Rolle des Bollmann im „Glücksmädel“ zum Beispiel sagte: „Ja, faulenzten und dem lieben Gott die Zeit stehlen, das können diese Herren, aber zur ordentlichen Arbeit taugen sie nicht“, jeder im Publikum sicher beschworen hätte, dieser Schauspieler könne im Privatleben nur ein äußerst fleißiger Mann sein.

Eigentlich hieß er Entinger. Er war etwa 1,90 Meter lang und stellte genau das Gegenteil dessen dar, was man sich unter einem Bühnenhelden vorstellt. Dürr und leicht x-beinig war er durchaus kein Adonis, aber bei den Frauen hatte er Glück. Er log das Blaue vom Himmel und hatte Erfolg damit. Zum Glück war er Junggeselle. Charakter hatte er so gut wie keinen, aber er wirkte. In Passionsspielen rührte er als Christus die Frauen zu Tränen, aber er konnte ebenso gut komische Rollen übernehmen. Neben seiner volltönenden Baritonstimme hatte er noch einen weiteren „Vorzug“, er konnte seinen Willen jedem aufzwingen. Sogar meine Mutter fiel auf ihn herein. Er hatte sofort ihre Schwäche für den Tanz entdeckt und erreichte dann durch seine Überredungskunst, daß ein Tanz mit dem Teufel ins Programm aufgenommen wurde. Das einmalige Gastspiel des „berühmten“ Teufelstänzers und der Jungfrau – von meiner Mutter getanzt – lockte leider kaum zweihundert Personen in den Saal. Der Einfall Holms, ihn bengalisch zu beleuchten, bedeutete, daß die vorderen Reihen in Qualm gehüllt wurden; sogar der Teufelstänzer selbst bekam Hustenanfälle. Das Feuer mußte also schnellstens verlöschen, mit ihm auch jegliche Bühnenbeleuchtung. Aus der Not heraus schuf ich blitzschnell Ersatz, indem ich mit einer Taschenlampe auf eine Leiter stieg und aus der Garderobe heraus mittels eines Spiegels als Reflektor durch die Kulisse neue Lichteffekte erzeugte. Der hüstelnde Teufel muß sehr merkwürdig gewirkt haben, denn er hätte doch Schwefelgestank gewöhnt sein müssen!

Die Vorstellung ging mit Ach und Krach zu Ende. Sie blieb die einzige dieser Art. Die Kritiken über diesen einzigartigen Abend sammelten wir nicht.

Holm hatte, wie gesagt, eine dunkle, sympathische Stimme und eine deutliche Aussprache. So wurde er oft bei der Ansage verwendet. Es ist mir heute noch immer nicht verständlich, wie dieser verlogene Mensch, der mehrfach bei uns hinausgeflogen war, doch immer wieder aufgenommen wurde. Aber er war eben vielfältig einzusetzen und schauspielerisch sehr begabt.

### *Wie lebte eine Reisebühne in den 20er Jahren ohne Zuschüsse?*

Wie sich eine Reisebühne in den zwanziger Jahren über Wasser hielt, scheint heute unvorstellbar, wo doch viele Theater nur mit Zuschüssen existieren können, die es ja damals für uns nicht gab. Bei mäßigem Besuch wurden auch seinerzeit nicht einmal die Unkosten gedeckt. Hierzu kamen die Festtage, die Advents- und die Fastenzeit sowie die Sommerpause, als saure Gurkenzeit. Da hieß es von der Operette zurück zum bunten Abend mit wenig Mitspielenden. Wir tingelten und traten auf der Kirmes auf. Das Repertoire war inzwischen groß, enthielt auch Dramen wie Raynals „Grab des unbekanntes Soldaten“. In

letzter Minute mußte ich hier einmal für einen anderen Darsteller einspringen und den Soldaten spielen. Holm hatte die Rolle des Vater und meine Mutter die dritte Rolle zu spielen. Die Aufführung war in Blieskastel, und ich konnte den Text nur vage, mußte mich also auf den Souffleur verlassen, eine Neuerwerbung. Die übernommene Rolle lag mir gar nicht. Ich spielte lieber Komisches. Dazu machte sich Holm ein Vergnügen daraus, meine vom Souffleur gegebenen Stichworte abzufangen und selber zu gebrauchen. Stegreifspielen ging nicht, so kam ich in Bedrängnis, aus der Holm mich dann durch eigene Improvisationen wieder befreite. Im dritten Akt stellte ich mich, zu allem bereit, direkt neben die Kulisse, hinter der der Souffleur saß, und brachte so meine Rolle zu Ende.

Auf dem Programm stand, daß wegen des Ernstes des Stückes kein Endapplaus erwünscht wäre. Ob sich das Publikum hieran hielt, oder auch ohne diesen Programmhinweis schweigend gegangen wäre, blieb ungeklärt.

Nach der Vorstellung gab es zwischen Holm und mir eine Szene, zu der kein Souffleur nötig war. Beruhigend für mich war, daß mein Name nicht auf dem Theaterzettel stand, sonder der Name dessen, für den ich eingesprungen war.

Wir gaben auch Kindervorstellungen, „Hänsel und Gretel“, „Dornröschen“, „Der verschwundene Prinz“ und andere. Vor Kindern muß besonders gut gespielt werden, sie sind scharfe und ungehemmte Kritiker, strenger als die sie begleitenden Erwachsenen. In „Hänsel und Gretel“ trat der Herr Direktor als furchterregende Hexe auf, die die Kinder nicht selten zum Weinen brachte. Aber die Tränen wurden schnell vom Lachen abgelöst, wenn die Hexe ihren Tanz aufführte und dabei nicht zu überbietendes Temperament an den Tag legte. Völlig außer Atem ruhte sie auf ihren Besen gestützt aus und erlitt ihr gerechtes Schicksal, wenn sie Hänsel in den Ofen stieß. Von dort erfüllte ihr Geheul das ganze Theater. Diese Veranstaltungen waren für alle Mitspieler immer sehr interessant. Jedes Theatermitglied hatte im Laufe der Zeit schon einmal jede Rolle in „Hänsel und Gretel“ gespielt. So habe ich selber sowohl den Vater, als auch den Hänsel und die Hexe gespielt. Das mußte so sein, die jeweilige Situation zwang uns dazu.

Wir spielten auch reine Stegreifmärchen. Und da war wieder der Holm, dieser Magier, als böse Fee, als Harlekin oder Haushofmeister ein wirkungsvoller Darsteller.

Die Freude der Kinder am Theaterspiel zu erleben, war der eine Grund, weshalb wir so gerne Kindervorstellungen gaben. Ein anderer Grund war, daß diese Vorstellungen meistens sehr gut besucht wurden, uns somit finanziell über die Runden halfen.

### *Tingelgeschäfte*

In den Jahren der Inflation waren wie erwähnt, ausländische Währungen besonders begehrt. Wir versuchten daher so oft als möglich, im benachbarten Elsaß-Lothringen, welches ja nach dem Ersten Weltkrieg wieder an Frankreich gefallen war, zu gastieren. Wir spielten in Saargemünd, Merlebach, St. Avold

und kamen sogar bis Schlettstadt im Elsaß, wo uns der Erfolg stets sicher war, auch in finanzieller Hinsicht. Während der sogenannten „Saure Gurkenzeit“, wurden von uns – oft mit geteilter Truppe – Tingelgeschäfte getätigt. Da war beispielsweise in Merlebach das Lokal „Krämer“ eine Goldgrube, nicht nur für den Wirt, der hinter der Theke stand und schmunzelnd und zufrieden seinen Gästen Bier zapfte, sondern auch für uns Künstler. In Merlebach lebten Grubenarbeiter aus vielen Nationen. Es arbeiteten dort Polen, Tschechen, Italiener, Algerier, Serben, Deutsche und natürlich Franzosen. Damals sprach man noch vom schwarzen Diamanten, wenn man die Kohle meinte. Im Bergwerk wurde gut verdient, so konnte auch viel ausgegeben werden.

Der Hauptdarsteller, unser Vater, war zwar auch hier „Direktor“, jedoch mußte diese Stellung hier ganz anders gehandhabt werden; denn der Akteur stand an erster Stelle. Während der Darbietungen wurde geraucht, sodaß manchmal die Luft zum Schneiden schien. Auch Bier wurde während der Vorstellungen ausgeschenkt. Jede Nummer mußte neu angesagt werden. Nach den Darbietungen ging mein Vater, der Herr Direktor, mit einem Teller durch den Saal und sagte: „Wenn es Ihnen gefallen hat, legen Sie bitte Ihre Anerkennung in klingender Münze auf den Teller“. Arbeiter, die so schwer ihr Geld verdienten, waren das dankbarste Publikum und sie knauserten nie.

Sonntags und zur Kirmes kamen sie, um auszuspannen und künstlerische Darbietungen zu genießen. Mein Vater unter ihnen, war ihresgleichen.

Mein Vater feierte als Komiker Triumphe, um die ihn manche Bühnengröße beneidet hätte. Wenn auch manche Posse als Klamaukkomik bezeichnet werden könnte, so spielte mein Vater dennoch seine Rollen einfach einmalig, wobei ihm sein Mutterwitz sehr zustatten kam. Je nach Stimmung veränderte er seine Sätze und Pointen. Zoten oder Zweideutigkeiten waren alledings verpönt, die gab es bei uns nie.

Jeder von uns Familienmitgliedern, der mit meinem Vater zusammen spielte, mußte mehrmals in das Lachen der Zuschauer miteinstimmen. Da versagte einfach alle Beherrschung. Großen Anklang fanden auch die von mir zusammengestellten Potpourries moderner Schlager. Durch die Teilung der Theatergruppe wurde ich Klavierspieler und zweiter Begleiter. Klavierspielen hatte ich im Laufe der Jahre leidlich spielen gelernt. Unser jüngstes Theatermitglied, Albert, das frühere „Heinerle“, hatte mit zunehmendem Alter eine immer schönere Stimme bekommen. Bei unseren Auftritten brachte er Einlagen besonderer Art. Er sang beispielsweise aus der Oper „Die Zauberflöte“ von Mozart als Sarastro „O Isis und Osiris“ und „In diesen heiligen Hallen“. Er sang auch schon mal das Auftrittslied des Holländers aus der Oper „Der fliegende Holländer“. Das Bergmannspublikum, das noch nie derartiges gehört hatte, war gepackt. Es wurde ganz still und lauschte und erkannte, daß hier ein besonderes Stück Kunst geboten wurde. Selbst der Wirt hörte bei diesem Gesang auf, Bier zu zapfen. Sonst war er ein Geschäftsmann, und schon das Engagieren einer Künstlertruppe wie der unserigen, mit einem vertraglich festgesetzten Draufgeld, das nicht klein war, ließ erkennen, daß er wußte, was seinem Geschäft förderlich war.

Doch zurück von der Tingelei zum reinen Theater. Es sollen noch einige Aufführungen erwähnt werden, die aus dem üblichen Rahmen herausfielen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Operette „Der fidele Bauer“ von Leo Fall unser Paradestück war. Ich glaube, noch heute, nach fünfzig Jahren, beherrscht jeder der noch lebenden Mitspieler seine Rolle in- und auswendig. Dies gilt für die gesprochenen Texte, wie für die Lieder, Duos, Terzette und Chöre. Diese Operette war ein äußerst beliebtes Stück, besonders bei der Landbevölkerung. Die Dekorationen waren in fast jedem Saal vorhanden. Eine Wald- und eine Salonkulisse genügten uns. Eines Tages kamen wir mit dieser Operette in die damals oldenburgische Stadt Birkenfeld. Die Erlaubnis zur Aufführung der Operette war uns wieder aufgrund unseres Kunstscheins erteilt worden. Zur Aufführung des Stücks hatten wir uns etwas Besonderes ausgedacht: Wir mieteten einen Leiterwagen mit einem Pferd, kostümierten unser Ensemble und nahmen auf dem Wagen in Tirolerkluft Platz. Alle Teilnehmer hatten sich ihre Rolle gemäß geschminkt. Vorne auf dem Bock saß der Hauptdarsteller, der Zipfelhaubenbauer, Herr Direktor persönlich, der auch die Zügel des Pferdes in die Hand genommen hatte. Neben ihm Zopf, der Ortspolizist aus der Oberwang mit einer Trompete in der Hand, der üblichen Uniformierung: blaue Uniform, roter Kragen und entsprechende Polizistenmütze. Die Maske des Zopf entsprach der im Stück vorgeschriebenen Rolle: eine übertrieben rote Nase und ein wild aussehender Schnurrbart. Mein jüngster Bruder Albert hatte sich diese wirkungsvolle Maske zurechtgemacht. Er war es auch, der von Zeit zu Zeit, als wir durch den Ort fuhren, laute Trompetenstöße aus seinem Instrument erschallen ließ. Jedes Mal, wenn wir mit Hallo und Trompetenstößen haltmachten und der Direktor ausrief, daß am Abend ein einmaliges Gastspiel des durchreisenden Leipziger Operettentheaters mit dem Stück „Der fidele Bauer“ stattfinde, kam alles, was Beine hatte auf die Straße oder an das geöffnete Fenster. Die Reklame war aufsehenerregend. Alle amüsierten sich über die originelle Idee. Wir hatten fast das Städtchen Birkenfeld durchfahren und befanden uns gerade auf dem Marktplatz. Zopf trompetete gerade herzerreißend, da stürzte aus einem Gebäude- es mußte wohl die Gendamerie sein – ein uniformierter Mann auf uns zu. Es stellte sich sogleich heraus, daß es der Gendarm des Städtchens war. Das Merkwürdige war, daß er nicht nur dieselbe Uniform wie Zopf, blaue Litevka mit hohem roten Kragen und der dazugehörigen Mütze, trug, sondern auch ebenso eine gerötete Nase und einen zurechtgestutzten schwarzen Schnurrbart hatte. Für uns war der Anblick dieses Uniformträgers ein sehr belustigender, ganz besonders noch durch die Duplizität der beiden Uniformen. Das Lächeln erstarb uns jedoch auf den Lippen, als er sich dem Pferd in die Zügel warf und zorn erfüllt brüllte: „Schluß machen, oder Sie sind alle verhaftet!“ Der Theaterdirektor stieg vom Wagen, um zu verhandeln. Der Beamte, der wohl von der Theatervorstellung Kenntnis hatte, sprach von einem nicht genehmigten Umzug durch die Stadt und einer Verhöhnung der Staatsgewalt. Wir mußten alle mit ihm auf die Wache. Der arme Zopf mußte auch vom Bock des Leiterwagens heruntersteigen. Auf ihn konzentrierte sich die ganze Wut eines in seiner Würde tief gekränkten oldenburgischen Beamten. Er kommandierte: „Auf die Wache, zur Vernehmung!“ In der Wachstube lernten wir erstmals das ausgewachsene Exemplar eines ehemaligen großherzoglich-oldenburgischen Staatsbeamten kennen, der dem schon oft dargetellten Typus in nichts nachstand. Er notierte zunächst unsere Namen, Geburtsort und Wohnung. Dann faselte er von einer Bestrafung, berief sich dabei auf irgendeinen Paragraphen und verbot die Theatervorstellung am Abend. Als wir letzteres hörten, wurde uns plötzlich klar, was für

ein bössartiger Kerl uns da gegenüber stand. Mein Vater bemühte sich glaubhaft zu machen, daß doch keineswegs die Verhöhnung der Staatsgewalt beabsichtigt sei, sondern einzig und alleine eine Reklame für die bevorstehende Vorstellung. Auch ich bot meine Beredsamkeit auf. Als mein Bruder dann auch noch etwas sagen wollte, schrie der Polizist ihn wutentbrannt an: „Sie sind ganz ruhig, sonst sperre ich Sie sofort ein“. Der Beamte geriet in entsetzlichere Wut, als er sich seinem etwas mißratenen Konterfei gegenüber sah. Als mein Bruder, schüchtern, wie er nun einmal war, entschuldigend noch etwas murmelte, schrie der Polizist laut, indem sich sein Gesicht vor Zorn rötete: „Noch ein Wort und ich führe Sie ab!“ Was konnten wir machen? Im Augenblick nichts. Der Beamte sollte sich erst einmal austoben. Mittlerweile hatte sich draußen eine Menschenmenge angesammelt, was aber unseren Polizisten keineswegs störte. Er zwang sich zur Ruhe und begann ein Protokoll zu schreiben, wobei er immer mal wieder kräftig fluchte. Plötzlich klopfte es an der Tür der Wachstube. Frau Direktor, die an dem Umzug nicht teilgenommen hatte, trat ein. Sie stellte sich vor und erkundigte sich, was vorgefallen sei. Der Beamte eröffnete ihr, daß die Vorstellung am Abend verboten wäre und wir eine empfindliche Strafe wegen Verhöhnung der Staatsgewalt zu erwarten hätten. Meine Mutter antwortete ihm ganz resolut, daß er diese ordnungsgemäß angemeldete Vorstellung überhaupt nicht verbieten könne und daß sie sofort zum Herrn Landrat gehen werde, um sich über solch eigenmächtiges Verhalten zu beschweren. Mit diesen Worten verließ sie hoheitsvoll den Raum, um ihre Drohung wahr zu machen. Der Polizist, von dem Angriffsgeist der Frau Direktor völlig überrascht, konnte dies nicht verhindern. Vorher hatte sie dem verdutzten Beamten noch zugerufen: „Wenn sie nicht sofort meinen Mann und meine beiden Söhne freilassen, verklage ich Sie wegen Geschäftsschädigung“. Das war ein Verhalten, das nicht ohne Wirkung blieb. Eine Beschwerde, beim Landrat persönlich, das konnte fatal werden. Die Frau Theaterdirektor erschien dem Beamten, verdammt noch mal, nicht so ohne! Also schrieb er seinen Bericht zu Ende und sagte, daß uns die Anzeige schriftlich zugeschickt würde. Im übrigen bliebe es bei dem Verbot der Aufführung.

Wir verließen geknickt das unfreundliche Haus, um unseren Leiterwagen zurückzubringen, und begaben uns in den Theatersaal zum Umziehen und Abschminken. In dieser Aufmachung konnten wir uns ja nirgends mehr sehen lassen. Irgend etwas mußte geschehen. Wichtig war, was Frau Direktor durch ihr forsches Auftreten wohl erreicht hatte. Also marschierten wir in Richtung Landratsamt. Die Bürozeit war schon zu Ende, mithin war der Landrat nur noch privat zu erreichen. Eine sehr gepflegte Villa mit einem sehr schönen Garten war sein Zuhause. Meine Mutter kam uns schon entgegen. Aber sie lächelte, und das war für uns ein Zeichen, daß sie sich durchgesetzt hatte. Der Landrat hatte alles als köstlichen Spaß notiert und sich mit Familie zum Theaterbesuch am Abend angesagt. Die Vorstellung wurde zu einem vollen Erfolg. Wir spielten alle wie noch nie. Da sich die Vorkommnisse rasch im Städtchen herumgesprochen hatten, war die Vorstellung ausverkauft. Alle Einwohner, mit Ausnahme unseres Gendarmen, waren von dem Theaterabend sehr angetan und belustigt. Die Birkenfelder hatten wieder einmal für eine ganze Weile in ihrem sonst so stillen Städtchen ausreichenden Gesprächsstoff.

*„Ihre Hoheit die Tänzerin“ in Baumholder*

Zu unserem Repertoire gehörte auch die Operette „Ihre Hoheit die Tänzerin“. Dieses Stück erforderte zwar eine große Ausstattung und dazu viel Volk, aber die Musik und die Melodien gefielen uns. Und da es nicht einfach war, einen Klavierauszug, das Regiebuch und die Orchesternoten unter der Hand zu bekommen – für das Aufführungsrecht haben wir niemals Tantiemen bezahlt – so waren wir froh, das Repertoire wieder einmal bereichern zu können. Die große Ausstattungsoperette mit viel Chor usw. würden wir schon mit dem Rotstift zurecht streichen. Das ganze Orchester, mit Ausnahme des Klaviers, fiel ihm zum Opfer. Weiterhin verschwanden der ganze Hofstaat und das Volk, das Ballett, aber auch eine Reihe von Solisten. übrig blieb ein Gerippe von Hauptdarstellern und eine Handlung, die der Komponist und Verfasser wahrscheinlich nicht mehr als die seine erkannt hätte. Nur die Tenorpartie, die erste Sängerin und der Buffo, der Graf Bolko, der Komiker und noch zwei oder drei andere Personen blieben übrig. Alles andere, sogar die Dekoration, war verändert. Da wir bei unserer kleinen Bühne auch ständig auf der Suche nach einem Tenor waren, wie die großen Bühnen auch, waren wir dem Schicksal sehr dankbar, als es uns eines Tages ein junger, strahlender Tenor entgegenkam. Er hieß Willi mit Vornamen und ist später selber Direktor eines Reisetheaters geworden.

Er war der Sohn eines höheren Reichsbahnbeamten. In seiner Jugend war er mit einem Zirkus durch die Lande gezogen und hatte sich zum Zirkusreiter ausbilden lassen. Nachdem er in der Arena gestürzt war, kehrte er ins Elternhaus als verlorener Sohn zurück. Er war ein Gesangstalent, mit wirklich strahlender Stimme, sehr intelligent und für unser Theater der richtige Tenor. Wir probten, und eines Tages war „Ihre Hoheit die Tänzerin“ bühnenreif. Die Operette stand. Die Premiere sollte in Baumholder stattfinden. Doch etliche Tage vorher mußten wir umdisponieren. Der Kapellmeister, mein Bruder Kurt, hatte ein sehr günstiges Angebot aus Lothringen. Auslandseinnahmen gingen vor. Somit fehlte uns die Hauptstütze, der Kapellmeister. Unser neuer Helden-tenor kam uns zu Hilfe. Findig wie er war, brachte seinen Freund, einen Musikstudenten mit Vornamen Ruy zu uns, der sich gerne musikalische Sporen, aber auch noch etwas Taschengeld verdient hätte. Nach anfänglichem Zögern war er bereit, den Klavierpart zu übernehmen, weigerte sich aber kategorisch, vor der Bühne zu spielen. Erst auf unsere Zusicherung, daß das Klavier hinter der Bühne stehen würde, gab er endgültige Zustimmung. Die Premiere der Operette „Ihre Hoheit die Tänzerin“ konnte stattfinden.

Unser Tenor und der Kapellmeister waren Anfänger. Sicher waren der Reiz des Neuen und ein Schuß Abenteuerlust, sowie die Möglichkeit eigenes Geld zu verdienen, ein enormer Ansporn für die jungen Männer. Sie mochten sich in der neuen Atmosphäre etwas ungewohnt vorkommen, denn sie entstammten beide bürgerlichen Beamtenfamilien, doch wir kamen alle munter und guter Dinge in Baumholder an. Ein hübsches Sälchen für etwa dreihundert Personen mit einer schönen Bühne empfing uns und ließ besonders die Herzen unserer zwei Debütanten höher schlagen. Sollte doch ihr geheimster Wunsch in Erfüllung gehen! Außerdem sollten erstmals selbstverdientes Geld, ihre erste Gage, in Empfang nehmen, Geld, das sie so dringend brauchten.

Kurz vor zwanzig Uhr, als ich durch das Guckloch im Vorhang feststellte, daß

erst zwölf Personen im Saal waren, also mit einem schlechten Besuch zu rechnen war, wußte ich, daß wir vor einer geschäftlichen Pleite standen. Wenn ich jetzt zu unseren Debütanten gesagt hätte, daß wir trotz der wenigen Gäste zu spielen gezwungen wären und sei es nur, um das Fahrgeld für die Rückfahrt zu bekommen, wäre wahrscheinlich bei einem der beiden ein Kurzschluß entstanden und die Vorstellung in Frage gestellt worden. So setzte ich ein zufriedenes Lächeln auf und erklärte beiden, daß der Besuch zwar noch gering sei, wir aber auch bei wenig Publikum spielen würden. Dann wäre es eben eine öffentliche „Generalprobe“.

Damit waren beide zufrieden. Sie ließen sich durch mein gespieltes Selbstvertrauen täuschen und wurden nicht unsicher. Ich machte hinter der Bühne noch einige Scherze, gab dem Kapellmeister, der sein Instrument mit Kerzenbeleuchtung ausgestattet hatte, noch einige Hinweise und tat, als ob alles in bester Ordnung sei. Bei unserem Tenor gab es keine Bedenken. Er hatte Theaterblut in den Adern. Er trällerte seine Tiraden hinter dem Vorhang. Gegen 20.30 Uhr, als sich im Saal ungefähr dreißig Personen eingefunden hatten, gab ich das Zeichen „Vorhang auf“. Das Spiel begann und rollte auch planmäßig ab. Gegen Ende des ersten Aktes ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Es war im Finale. Alle Mitwirkenden befanden sich auf der Bühne. Ich spielte die Partie des Komikers, den Grafen Balko, der mit einer großen Parfümflasche in der Hand für die Bewegung der Lachmuskeln beim Publikum sorgte, als ich hinter der Bühne ein ungewöhnliches Geräusch vernahm und schlagartig damit die Musik aussetzen hörte. Mit einem Satz sprang ich in die Kulisse ans Klavier, nachdem ich improvisierend Ihrer Hoheit der Tänzerin zugerufen hatte, daß ich neues Parfüm holen müsse. In Sekundenschnelle hatte ich die Situation erkannt. Der Kerzenleuchter war heruntergefallen und mit ihm der Klavierauszug. Unser Kapellmeister war entmachtet. Mit einem Satz war ich am Klavier und schlug sofort den Akkord an, um den Sängern zu helfen. Das Finale ging weiter. Meine Einsätze als Graf sang ich einfach hinter der Bühne, bis der Kapellmeister seine Noten wiedergefunden und zurechtgelegt hatte. Als auch die Kerze wieder brannte, konnte auch ich wieder auf die Bühne, schwang meine Parfümflasche, besprengte mich recht überschwänglich und muß dabei unserem Tenor höchst komisch vorgekommen sein. Jedenfalls fing er plötzlich statt zu singen an zu lachen und lachte so ungehemmt, daß der Akt ein katastrophales Ende genommen hätte, wenn nicht das Schlußfinale mit allen anderen Stimmen gekommen wäre. Sein Lachen ging mit dem Finale unter.

Als Verantwortlicher für die Abendeinnahmen überschlug ich, daß wir gerade das Fahrgeld für die Rückfahrt eingenommen hatten.

Mich beschäftigte sehr stark der unangenehme Gedanke, daß unsere beiden Debütanten leider keine Gage bekommen konnten; es war einfach kein Geld da. So hart wir wie bei jeder Schmiere jeder Situation ins Auge sahen, so weich konnte es mich machen, wenn ich an die Enttäuschung der jungen Künstler dachte.

Wir bekamen noch den letzten Anschlußzug nach Hause. Vor dem Bahnhof war es soweit. Jetzt war der Moment gekommen, um unseren Debütanten zu sagen, daß die Einnahmen des Abends so gering waren, daß keine Gage für sie übrigblieb. Obwohl ich mich bemüht hatte, mein Anliegen mit trauriger Stimme vorzubringen, war es doch etwas zuviel für Willi, unseren Tenor. Der

ganze Jammer, die vielen Proben, die Arbeit, die wenigen Leute im Saal, der entsetzliche Kampf um Anerkennung und zuletzt der Verzicht auf Gage, aber sicher auch das Mitleid mit mir, der ihnen keine Gage auszahlen konnte, ließen seinen Gefühlen freien Lauf. Er heulte herzerbrechend, mir dabei um den Hals fallend. Der Kummer hatte ihn überwältigt. Vergeblich versuchte ich ihn zu beruhigen und versprach ihm auch, ein anderes Mal die Gage nachzuzahlen. Aber die Tränenbäche waren schwer zum Versiegen zu bringen.

So endete unsere Erstaufführung „Ihre Hoheit die Tänzerin“ recht traurig. Unser Musikstudent Ruy hatte wohl eine ernstliche Lehre aus dieser Aufführung gezogen. Er trat nie wieder bei uns auf. Sein Musikstudium brach er ab und wurde Studienrat.

Ich sehe beide Freunde noch heute, wie sie im Dunkel der Nacht verschwanden, der tröstende Arm des Kapellmeisters um die Schulter des Tenors geschlungen.

#### *„Ein Walzertraum“ in Germersheim am Rhein*

Oskar Straußens Operette „Ein Walzertraum“ ist ein Ausstattungsstück. Es spielt im Palais des Fürsten von Flausenturm mit großem Hofstaat und Offizieren der K.u.K. Armee Österreichs. Eine größere Anzahl Koffer und Gepäckstücke waren notwendig, um die Phantasieuniformen des Fürstenhauses und der Offiziere zu transportieren. Sie gehörten nicht zum Fundus des Leipziger Operettentheaters, sondern mußten von einem Bühnengarderobenverleih in Saarbrücken bezogen werden.

In Germersheim am Rhein hatten wir diese Operette angekündigt, und es hatte auch schon ein reger Kartenvorverkauf eingesetzt. Germersheim die frühere Garnisonsstadt, war damals von französischem Militär besetzt, vorwiegend Zuaven und farbige Soldaten lebten in den Kasernen. Die Zivilbevölkerung hegte keine besonders freundlichen Gefühle für die Fremden. Dies umso mehr, als damals separatistische Strömungen in der Pfalz zur Loslösung des Rheinlandes von Deutschland vorhanden waren, die aber wenig Resonanz bei der Bevölkerung fanden. Das Ensemble war nachmittags schon in der Stadt eingetroffen. Die Noten mit dem Klavierauszug und das Regiebuch waren mit dem Kapellmeister, Schwager Oskar, angekommen. Es sollten nämlich noch einheimische Musiker zur Vervollständigung des Orchesters mitwirken. Die übrigen Mitglieder hatten ihr übliches Gepäck bei sich. Bei den Herren war es ein dunkler Anzug oder Frack, bei den Damen ein Gesellschaftskleid. Die eigentliche Bühnengarderobe war noch nicht eingetroffen. Sie sollte mit dem Abendzug aus Worms kommen, wo sie bei einem Saalbesitzer als Pfand hinterlegt worden war, weil das dort gespielte Stück ein finanzieller Reinfall gewesen war. Nicht einmal die Saalmiete hatten wir bezahlen können. Als Pfand verlangte der Vermieter die Garderobe. Frau Direktor hatte in persönlichen Verhandlungen nichts erreicht; der Wirt war hart geblieben, ohne Geld gab er die Garderobe nicht heraus. Alle guten Worte, selbst die Drohung einer Klage wegen Geschäftsschädigung fruchteten nichts. Die sonst so unverwundliche und meist erfolgreiche Frau Direktor kam mit dem Spätnachmittagszug gegen achtzehn Uhr in Germersheim an. Die Bühnendekoration hatten die übrigen Mitglieder des Ensembles schon vorbereitet. Wie eine Bombe schlug

ihre Mitteilung ein, daß sie ohne Garderobe gekommen sei. Kapellmeister und künftiger Schwiegersohn Oskar hatte mit den drei Musikern im Saal geprobt, stürzte mit entsetztem Gesicht hinter die Bühne. Kreidebleich murmelte er: „Die Vorstellung muß ausfallen, ohne Garderobe unmöglich“!

Er war den Dingen doch noch nicht so gewachsen wie wir anderen. Herr Direktor den die Ruhe selten verließ, kam hinter die Bühne und machte die Mitteilung, daß zwei junge Damen als Gäste erschienen seien. Er holte die Billets für die Kasse. Als er hörte, was passiert war, sagte er seelenruhig in seinem sächsischen Dialekt: „Nu, dann schbiel mer äben ohne Garderobe“! Das war der zündende Funke. Frau Direktor griff ihn sofort auf. Sie dirigierte: „Alles in Zivil fertigmachen, schminken“! Kapellmeister Oskar hielt das für unmöglich und wurde daraufhin belehrt, daß es keine andere Möglichkeit gebe, zumal Aussicht bestand, daß der Saal gut besetzt sein würde. Immerhin waren ja schon zwei junge Mädchen da! Außerdem, wie sollten sonst die Garderoben eingelöst werden? Oskar ging zu seinen Musikern und probte weiter.

Die Künstlerschar gab alles, um auch so den Abend zu einem Erfolg zu bringen. In kurzer Zeit waren alle in Zivil, zum großen Teil in Straßenschuhen, geschminkt und einsatzbereit. Manche Hosen der Herren waren nicht gerade fein gebügelt, im Gegenteil, man stellte deutliche Ausbeulungen an den Knien fest. Besonders an meinem Aufzug als Fürst war etliches auszusetzen. Ich hatte nicht einmal einen Frack und trug stattdessen eine Cut in grünlichgrauer Farbe, der sicher sehr komisch wirkte. Alles arbeitete an der Herstellung von Papierorden, die mit Schminke übermalt wurden; denn was ist ein Hofstaat oder Haushofmeister oder gar ein Fürst ohne Orden? Frau Direktors Hoffnung bestätigte sich. Der Saal wurde voll, der Direktor an der Kasse forderte sogar Hilfe an. Gegen 20.15 Uhr war der Saal ausverkauft.

Jetzt kam der große Moment, auf den der lange Holm von der Frau Direktor vorbereitet war. Er trat vor den Vorhang und sagte in warmherzigen Tonfall: „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Im Auftrage der Direktion des Leipziger Operettentheaters habe ich ihnen eine Mitteilung zu machen. Infolge eines Zwischenfalls an der Saarländischen Grenze wurde von den dortigen Zollbeamten (von deutschen oder französischen, das sagte er wohlweislich nicht) der Fundus unserer Operette „Ein Walzertraum“, bestehend aus den Kostümen und Uniformen, zwecks Überprüfung zurückgehalten, so daß wir nicht mehr rechtzeitig in den Besitz derselben gekommen sind. Wahrscheinlich waren die für die Aufführung vorgesehenen Offiziersuniformen der Anlaß dazu. Unsere Direktion hat sich trotzdem entschlossen, die Vorstellung durchzuführen, um Sie hier in Germersheim nicht zu enttäuschen. Allerdings werden wir jetzt in Zivil spielen. Wir bitten Sie, verehrtes Publikum, sich durch die veränderte Garderobe nicht in dem Genuß der unsterblichen Strauß'schen Melodien stören zu lassen. Ich bitte nochmals um Nachsicht für das nicht von uns verschuldete Mißgeschick“.

Sein überzeugender Vortrag und die Betonung von „verehrtes Publikum“, „unsterbliche Melodien“ und „unverschuldet“ hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Publikum war überrumpelt. Es fühlte sich sogar provoziert durch die unverschämten französischen Zollbeamten (wie sie glaubten), die sich an harmlosen Offiziersuniformen vergriffen. Seine Sympathie galt den Mitgliedern des Leipziger Operettentheaters.

Die Vorstellung begann und wurde erfolgreich zu Ende geführt. Sie nahm sich wahrscheinlich etwas komisch aus und blieb bestimmt einmalig in ihrer Art. Die Strauß'sche Musik verfehlte ihre Wirkung nicht. Besonders die Mädchen waren bei den Klängen: „Einmal noch lieben, eh' es vorbei, einmal noch lieben, lieben im Mai“ völlig hingerissen. Beim Anblick der Offiziere, die stimmlich und schauspielerisch alles gaben, vergaßen sie sogar die Uniformen. Sie schwelgten in Erinnerungen oder der Hoffnung noch harrender Herzensdinge.

Der Applaus am Ende der Vorstellung war Beweis genug für die Qualität der Theaterkunst unserer Mitglieder. Ich glaube allerdings, daß Holm, so „minderwertig“ er sonst auch schien, dieses Mal einen guten Teil zum Gelingen des Abends beigetragen hatte. Dafür gebührt ihm heute noch Dank. Er hatte wieder einmal überzeugend die Unwahrheit gesagt! Die Koffer wurden am nächsten Tag „eingelöst“. Das Leipziger Operettentheater hatte mal wieder eine schwierige Klippe genommen und gleichzeitig festgestellt, daß ein vergnügungshungriges Theaterpublikum, besonders nach einem so langen Krieg, sehr geduldig und vieles hinzunehmen bereit ist.

#### *Raffke's Ende (Eine musikalische Zeitsatire)*

Einen richtigen Theaterskandal erlebt nicht jede Bühne. Das Leipziger Operettentheater allerdings erlebte sehr wohl Pfiffe, Mißfallenslaute und fliegendes Obst. Es soll nun nicht etwa so klingen, als ob wir darauf stolz gewesen waren, derartiges miterlebt und vielleicht mitarrangiert zu haben. Nein, auf solche Niederlagen soll man nicht stolz sein. Aber, um der Wahrheit willen, muß ich auch auf dieses Debakel hinweisen, auch wenn es weh tut.

In den 20er Jahren erlebte Deutschland viele Turbulenzen. Viele Städte beispielsweise druckten eigenes Geld; bei der Währungsumstellung kostete schließlich ein Brot 1000.000.000.000 Mark. Daraus wurde dann 1 Rentenmark. Das Durcheinander der damaligen Zeit läßt sich für diejenigen, die es nicht miterlebten, nur erahnen. In dieser Zeit des wirtschaftlichen Niederganges im besiegten Deutschland machten rücksichtslose Kreaturen genannt „Raffkes“ mit allen Waren, die durch den Kriegsausgang knapp geworden waren, ihre Geschäfte. Die ausländische Valuta galt alles, die deutsche Papiermark nichts. Der Sekt floß in Strömen, die Dekadenz marschierte, und oben schwamm Familie „Raffke“. „Raffke“ wurde zum Schlagwort, der „Raffke“ zur Witzfigur. Hier setzte die Zeitsatire an, der Operettenschwank „Raffke's Ende“. Ich hatte das Stück verfaßt, mein Schwager, der Kapellmeister Oskar Reppert, die Musik komponiert. Es sollte ein Bestseller werden. Es wurde das nicht. Mit dem Eden-Theater in Strasbourg hatte mein Vater einen Vertrag über 14 Vorstellungen mit fester Gage für das ganze Ensemble, „pro Abend fünfhundert Francs, geschlossen. Das war schon etwas. Strasbourg besaß kein deutschsprachiges Theater, aber deutsche Aufführungen waren beim Publikum beliebt. So war es nicht verwunderlich, daß Theater zur ersten Vorstellung war.

Vor unserem Gastspiel hatte eine deutsche Revuebühne mit einer Ausstattungrevue „Die bunte Tüte“ vierzehn Tage lang gastiert. Uns war allerdings nicht bekannt, daß diese rheinische Bühne am letzten Tag ihres Auftretens mit dem

Gesang: „Darum ist es am Rhein so schön, am Rhein so schön“, endete und sich dabei den Zorn einiger Fanatiker zugezogen und beinahe einen Skandal verursacht hatte. Gerade der Abschied dieser „bunten Tüte“ sollte Anlaß zu einer von uns nicht vorhergesehenen Störung unserer Vorstellung werden.

Es war kurz nach zwanzig Uhr. Ein letzter Blick durch das Guckloch in den gefüllten Zuschauerraum ließ mich feststellen, daß in der ersten Reihe einige Leute saßen, die ein weißes Etwas aus Papier auf dem Schoß liegen hatten. Das war nichts besonderes. Wir waren so im Aufführungsfieber, daß wir uns mit nichts anderem abgeben konnten, als mit unserer Vorstellung. Das dritte Klingelzeichen war erschallt. Die Musik setzte ein. Der Vorhang ging hoch, jedoch nur auf Kniehöhe und zeigte die Beine eines tanzenden und singenden Balletts, der Dienstboten der Familie „Raffke“, mit Besen und Tüchern in den Händen. In flottem Foxtempo sangen sie: „Bei der Arbeit singen wir und tanzen; denn sie vertreibt die Zeit . . .“. Das war alles regiemäßig so vorgehen. Nun kam die Stelle, wo der Vorhang ganz aufgehen sollte, aber er blieb auf der ersten Höhe von sechzig Zentimetern stehen! War es ein erster Schicksalsschlag oder war der Vorhangzieher bestochen? Der Vorhang ging nicht auf. Ich brüllte nach unten zum Kapellmeister: „Einleitung wiederholen!“ Der reagierte auch prompt. Der Tanz, der Gesang und das Gewimmel der Beine wiederholten sich. Der Vorhangzieher ließ plötzlich den Vorhang ganz hinunter und ebenso plötzlich zog er ihn dann auf. Dieses mußte auf viele Zuschauer schockierend gewirkt haben.

Lautes Gemurmel konnte nur durch „Ssst“-Rufe einiger Zuschauer beendet werden. Herr Raffke wurde von mir, dargestellt; ich war ausgestopft wie eine Kugel, hatte an jedem Finger ein bis zwei Ringe. Frau Raffke, von meiner Schwägerin Ida dargestellt sah ähnlich aus. Der Geschäftsfreund Raffkes, Herr Klemm, wurde vom langen Holm gespielt. Die Hauptfiguren des Stückes waren zwei Schieberehepaare. Der Groteskantanz der beiden Schieber Raffke und Klemm war ein Erfolg. Auch das Quartett der beiden Ehepaare löste Beifall aus. Es entstand im Verlauf des ersten Aktes ein Teil des vom Künstler so begehrten Fluidums jedoch war auch eine gewisse Ablehnung und Unruhe nicht zu überhören. Beifall, aber auch Schreie und Gejohle folgten dem ersten Akt.

So begann der zweite Akt. Kaum hatte sich der Vorhang gehoben, gab es erneut Unruhe. Einige zischten und riefen: „Silence – Ruhe!“ Es bildeten sich zwei Gruppen im Publikum. Ich war gerade hinter Bühne und Klemm – der lange Holm – hatte das Pecht, als erster die Zielscheibe für tomatenwerfende Zuschauer zu werden. Er schüttelte sich die Tomatenbrühe ab, ging nach vorn zum Publikum und sagte mit dröhnender Stimme, daß es eine beispiellose Unanständigkeit sei, die Vorstellung derart zu stören. Es war, als hätten man nur auf solche Worte, noch dazu in deutscher Sprache, gewartet. Jetzt setzte ein Gebrüll, Radau und wildes Getrappel ein. Holm wurde mit Geschossen aller Art mit Tomaten, Eiern, und Bananen bombardiert. Ich sah, daß die Vorstellung gefährdet war, sprang sofort auf die Bühne, um noch zu retten, was zu retten war, und um Holm zu helfen. Aber da kam ich schon an! Ich war eine noch willkommenere Zielscheibe als Holm. Obwohl ich tapfer – ich wollte ja auch mein Stück verteidigen – an die Rampe trat und „Silence“ rief, dabei allen möglichen Wurfgeschossen auswich, legte sich der Tumult nicht. Ich stand das erste Mal in meinem Leben vor einer Situation, die ich nicht meistern konnte. Auch das Erscheinen des Herrn Direktors änderte nichts. Ein Orkan war

ausgebrochen, und große Anzahl der Wurfgeschosse ließ erkennen, daß die Störung vorbereitet war.

Der Vorhang senkte sich. Holm hatte dies veranlaßt, und mein Vater und ich, bis zuletzt vorne stehend, waren froh, nun durch den Vorhang geschützt zu sein.

Als dann plötzlich draußen die Marseillaise von einer Gruppe junger Männer angestimmt wurde, wußten wir, daß engstirnige Theaterbesucher unsere Vorstellung als Zielscheibe ihrer deutschfeindlichen Gefühle benutzt hatten.

Der Theaterdirektor, sonst die Ruhe in Person, wurde äußerst nervös. Ihn hatte weniger der Theaterskandal erschüttert, als vielmehr der sich zwangsläufig hieraus ergebende Gagenausfall und die Auflösung des mit dem Eden-Theater geschlossenen Vertrages.

Die bereits als Vorschuß gezahlten dreihundert Francs sollten zurückgegeben und darüber hinaus sollte auch noch Schadenersatz bezahlt werden. Beides lehnte mein Vater ab mit der Begründung, daß diese Provokation politischen Charakter gehabt habe und nicht wir, sonder „Die bunte Tüte“ die Schuld trage.

So fuhren wir schweren Herzens, aber noch mit Reisegeld versehen, wieder zurück in die Heimat.

Mein Stück „Raffke's Ende“ hatte in Strasbourg seine Erstaufführung. Dieser Mißklang war für mich schmerzlich. Es folgte ihm eine Dezimierung unserer Theatergesellschaft. Die Soubrette verließ uns, und ebenso trennte sich das kleine Ballet von uns. Das Textbuch zu „Raffke's“ Ende“ ruhte fortan etliche Jahre in der Schublade, bis es dann im Kriegsjahr 1942 verbrannte.

#### *Theater in der schönen Rhein-Pfalz*

Der Sommer war für unser Theater, wie erwähnt, immer „saure Gurkenzeit“. So war es ganz natürlich, daß wir uns freuten, als uns eines Tages im Mai ein Telegramm erreichte, welches lautete: „Habe gute Tournee für 14 Tage vorbereitet, sofort kommen. Holm, Trippstadt/Pfalz“. Der Name Holm verdüsterte zwar unsere Mienen etwas, aber wir saßen gerade auf einem dünnen Ast, es waren keine Geschäfte in Sicht. Und so wurden eben die Koffer gepackt. Nach der Pfalz war es von uns aus auch nicht sehr weit, so daß man im Notfall immer noch mal nach Hause finden würde. Also Reisen und sich überraschen lassen. Trippstadt hatte keine Bahnstation. An unserer Zielstation stand Holm winkend auf dem Bahnsteig, um uns abzuholen. Er hatte eine Tirolerkluft an, die er sich heimlich aus unserem Fundus, ohne uns zu fragen, genommen hatte. Holm liebte diese Tirolerkluft sehr. Sie war praktisch; je speckiger die Hosen waren, desto besser, und außerdem erregte die Kluft in den Dörfern dieser Gegend Aufsehen. Letztlich war sie für ihn sehr billig, er hatte sie ja nicht bezahlt.

Wenn er sich als Schauspieler Holm in dieser Kluft vorstellte, wurde bei den Leuten gleich eine gewisse Neugier geweckt, sein Kredit wuchs. So klang es

durchaus glaubhaft, als er den Wirtsleuten, bei denen wir auftreten sollten, erzählte, daß seine Zivilgarderobe nachkäme. Sie wäre noch in München. Auch mit einer alleinstehenden Frau hatte er angebändelt, sie verköstigte in seit vierzehn Tagen in der stillen Hoffnung, daß dieser stattliche Mensch sie vielleicht heiraten werde.

Hom berichtete uns gleich, daß er etliche Engagements ausgemacht habe unter anderem eine Freilichtaufführung mit bengalischer Beleuchtung. Das machte uns mißtrauisch, denn die Teufeltänzeraufführung von Saarlouis war uns noch gut in Erinnerung.

Wir gaben wieder das Stück „Der fidele Bauer“. Da wir nur noch zu acht waren, mußte jeder von uns mindestens eine Doppelrolle meistern. Als Orchester diente ein Klavier, das allerdings etwas verstimmt war. Kein Wunder, denn darauf wurde immer die Kirmesmusik gespielt; Es mußte schon manches Glas Bier in die Saiten geflossen sein. Bei ungefähr fünfzig Gästen konnten wir am ersten Abend abkassieren; sie waren begeistert und hatten für die Doppelrollen Verständnis. Nach diesem ersten Auftritt wußten wir, daß beim nächsten Mal ein volles Haus zu erwarten sei. Es war bisher immer ein Trost für uns gewesen, daß wir unserer mustergültigen Aufführung nach einem weniger gut besuchten Vorstellung bei der Wiederholung auf einen guten Besuch rechnen konnten.

Die nächste von Mister Holm ausgemachte Aufführung war in Dahn. Da diese erst zwei Tage später sein sollte, wir also noch einen freien Tag hatten, beschlossen wir, des großen Erfolges wegen, noch einen weiteren Theaterbesuch in Trippstadt zu geben. Wir setzten also den Ort in Reklame. Der Ausscheller ging herum. Mein Vater und „Graf Holm“ so hatte ihn eine Frau genannt – gingen mit Handzetteln durch den Ort. Sie gaben sich wirklich große Mühe, das Publikum davon zu überzeugen, daß der heutige „Bunte Abend“ ein außerordentlicher Kunstgenuß werden, den sich keiner entgehen lassen dürfe. Unsere Hoffnung wurde wieder einmal betrogen. Der Saar blieb leer. Wir spielten zwar für die erschienenen zehn Personen, aber wir waren um eine Enttäuschung reicher.

Holms Freundlichkeit und Nachgiebigkeit war immer ein Zeichen dafür, daß etwas nicht in Ordnung war. Später erfuhr ich, daß er bei seiner Zimmerwirtin vierzehn Tage Kostgeld schuldig blieb mit der Begründung, sie solle seine von München kommende Garderobe für ihn aufbewahren und sie so lange als Pfand behalten, bis er käme, um sie einzulösen.

Der Koffer ist bis zum heutigen Tag nicht eingetroffen.–

Dienstag kamen wir in Dahn an. Der Saal war nicht sehr groß, doch hatte er eine schöne kleine Bühne. Die Reklame wurde wieder verstärkt durch Ausschellen und Verteilen von Handzetteln, die wir immer bei uns hatten.

Dahn war Luftkurort mit zahlreichen Kurgästen, und siehe da, am Abend waren etwa einhundert Gäste in „unserem“ Theater. Sie waren zufrieden; sie hatten Zerstreung gesucht und fanden sie auch, und wir waren wieder etwas erholt und in unserem Tourneerfolg bestärkt. Holm trug den Kopf wieder höher, wurde wie gewohnt frech, paffte Zigaretten und sah sich abends, nach

der Vorstellung, nach neuen Opfern um. Für uns hatte er angeblich etwas ganz Großes arrangiert. Mißtrauisch, wie wir bei seiner bekannten Aufschneideri waren, hörten wir von einem „Freiluftgastspiel“ in der Mühle in Deckenhardt bei Dahn. Im Freilicht-Theater hatten wir bisher noch nicht gespielt. Ich gestehe, es lag für uns ein gewisser Reiz in diesem Wort. Die Stätte lag sehr malerisch an einem kleinen Teich mit einem hügeligen Hintergrund, neben einer Mühle.

Wir waren, als wir am nächsten Tag die Vorbereitungen trafen, vom Reiz der Landschaft sehr beeindruckt. Der Platz lag ungefähr drei Kilometer von Dahn entfernt, und so bestand die „Kunst“ vor allem darin, das Publikum herbeizulocken. Holm schlug vor, die im Hintergrund liegende Burgruine bengalisch zu beleuchten. Die Vorstellung sollte auf einem im Vordergrund schwimmenden und an Land verankertem Floß stattfinden. Auf dem Programmzettel stand „Bunter Abend“ mit Pantomimen bei bengalischer Beleuchtung, dazwischen Gesangseinlagen.“ Wir hatten an jenem Abend wundervolles Mondlicht. Der Beginn des Spektakels war auf 21 Uhr festgesetzt worden. Da es jedoch noch nicht dunkel war und die erwarteten Gäste nur spärlich erschienen, gaben wir noch eine halbe Stunde zu. Die Burgruine im Hintergrund sollte bengalisch beleuchtet werden. Diese Beleuchtung hatte eigentlich wenig Sinn, sie sollte einfach möglichst viele Zuschauer herbeilocken.

Bei einsetzender Dämmerung begann das Freilichtspiel. Zur Einleitung wurden „a capella“ vierstimmig Tirolerlieder gesungen. Dabei hatten die Mitspielenden hinter einem Hügel Aufstellung genommen, verdeckt durch eine Notkulisse aus unserem Fundus. Von hier aus erfolgten die Auftritte und wurden die Regieanweisungen gegeben. Der Spielort war akustisch ausgezeichnet, man verstand jedes Wort. Hier hatte Holm also ein einziges Mal Vernünftiges geplant. Mittelmäßige Kräfte konnten sich beim Leipziger Operettentheater ohnehin nicht lange halten. Vor allen Dingen mußten die Mitglieder des Ensembles vielseitig sein.

Als zweiter Programmpunkt sollte die Pantomime „Der Tod und der Wanderer“ über die Bühne, in diesem Fall: über das Floß, gehen!

Mein Bruder Albert spielte den Wanderer. Er kam bärtig im Mantel und mit einem Bündel Holz auf das Floß und machte sich ein Feuer, um sich zu erwärmen. Nachdem das Feuer brannte und das Lied „Der Tod und das Mädchen“ verklungen war, kam der große Auftritt des Todes als Sensemann. Diese Partie, von Holm übernommen, sollte schon gleich zu Beginn, den Abend unheilvoll überschatten. Holm trat mit seiner Sense aus dem Dunkel eines Strauches vom Ufer aus auf das Floß, aber er rutschte dabei aus, wobei sich das Floß ins Wasser senkte und er in den Mühlenweiher fiel! Da er von Natur wasserscheu war und auch nicht schwimmen konnte, bekam er Angst und fing an zu schreien, wengleich das Wasser an jener Stelle kaum einen halben Meter tief war. Die Vorstellung drohte zu platzen. Mit einem Sprung landete ich bei Holm im Wasser und mußte dabei auf die Sense achten, mit der er im Wasser herumfuchtelte. Inzwischen war auch Albert schon bei ihm im Wasser, hatte aber auch vorher schnell seinen langen Wanderermantel abgeworfen. Gemeinsam gelang es uns, Holm zu beruhigen und an Land zu bringen.

Die Pantomime „Der Tod und der Wanderer“ war buchstäblich ins Wasser

gefallen. Nach kurzer Ansage des Herrn Direktor, daß durch Unwohlsein des Hauptdarstellers die Nummer 2 abgesetzt werden müsse, lief das Programm weiter. Da nun der humoristische Teil kam und das Publikum jetzt lachen konnte, war es auch gleich versöhnt. Die Scheinwerfer zweier Autos beleuchteten in der Dunkelheit unsere Bühnendarbietungen zwar etwas gespenstisch, aber durchaus ausreichend. Im Hintergrund sah man die Burgruine, zart bengalisch beleuchtet. Und so war die Freilichtaufführung gerade wieder einmal gerettet.

Es blieb unsere einzige.

#### *Gastspiel in der Heil- und Pflegeanstalt in Homburg/Saar*

Eine Aufführung unseres Theaters in der Heil- und Pflegeanstalt in Homburg, im Gelände der heutigen Universitätskliniken, im Landeskrankenhaus verlief äußerst humorvoll.

In Merzig und Homburg waren vor etwa 50 Jahren die beiden Heil- und Pflegeanstalten im Saargebiet. Um den leichteren Fällen der psychisch Kranken auch einmal etwas Abwechslung zu bringen, hatte man in Homburg den guten Einfall, die „Leipziger Operette“ zu engagieren. Man einigte sich bei dem Programm auf einen „Bunten Nachmittag“, denn eine Operette wäre zu lang gewesen. Bei Kaffee und Kuchen, wozu auch wir Künstler eingeladen waren, lernten wir bereits die Kranken etwas kennen, hatten ersten Kontakt mit ihnen.

Das Programm begann mit Sologesängen, bei denen alle Anwesenden im Saal bekannte Refrains kräftig mitsangen. Das Lied „Aus der Jugendzeit“ war allen ebenso geläufig wie mehrere Volkslieder. Der damalige Verwalter fragte, ob wir nicht noch etwas Lustiges bringen könnten. Wir sagten zu und entschlossen uns, die Posse „Im Heiratsvermittlungsbüro Zimmt und Leiser“ zu spielen.

In einem vorangegangenen Kapitel wurde auf dieses Stück bereits ausführlich eingegangen. Auch diesmal begann es mit der Anschrift des Briefes: „Herrn Meier, hier.“ Und dann kam die Frage: „Wo ist Herr Meier“? Auch diesmal war ein Mann namens Meier unter den Anwesenden. Er antwortete in echtem saarländischem Dialekt: „Eich sinn hier“. Als auch hier die Frage kam „Warum haben Sie nicht bezahlt, Herr Meier“? antwortete die Stimme: „Eich hann kä Geld, die hier hann mir alles abgeholl“!

Mein Vater daraufhin: „Dann schreiben wir Ihnen sofort einen Brief“!

Die Stimme wieder: „Dat könne Ihr ruhig mache, eich sein nit dehemm“!

Der ganze Saal dröhnte vor Lachen. Die Kranken lachten an diesem Nachmittag viel und gelöst.

Das war für uns einmal wieder richtiges Theater, das uns allen höchste Befriedigung schenkte.

Der Leiter der Heil- und Pflegeanstalt bedankte sich bei uns für die einmalig lustige Unterhaltung seiner Schützlinge und sagte uns ein neues Gastspiel zu.

### *Der Bühnenvolksbund und Frau Professor Dr. Faßbinder*

Der damaligen Bühnenvolksbund leitete Frau Prof. Dr. Faßbinder. Unser Theater empfand ihn als leidige Konkurrenz; denn es geschah öfters, daß das Theater des Bühnenvolksbundes, meistens wren es Abstecher des Stadttheaters Saarbrücken, aber auch des von Kaiserslautern, unserer Operette Schaden zufügte.

Der Bühnenvolksbund war eine festgefügte Organisation mit staatlicher Unterstützung. Er spielte gleich uns in fast allen kleineren Orten im Saargebiet, aber nicht nur vorwiegend Schau- und Lustspiele, er unterstützte auch Laienbühnen und Vereinstheater.

Wir waren oft über diesen unsere Wege kreuzenden Bühnenvolksbund ungehalten, besonders auch deswegen, weil kirchliche Kreise – die Saarbevölkerung war auf dem Lande überwiegend katholisch – uns das Leben sehr erschwerten. Der Kampf, den wir gegen den Bühnenvolksbund führten, war einseitig. Im Grunde gnommen waren wir ja beide Kulturbringer, und unser Ärger rührte nur daher, weil der Bühnenvolksbund uns unsere Existenz erschwerte.

Frau Prof. Dr. Faßbinder war nach dem Zweiten Weltkrieg eine unermüdete Friedenskämpferin und setzte sich für die Verständigung zwischen Ost und West ein.

### *Passionsspiele*

Von irgendwo kam eines Tages die Rede auf Passionsspiele. Hieran knüpfte sich die Frage, woher eigentlich die Beliebtheit von Passions- oder Mysterienspielen bei Reisetheatern komme. Ganz einfach: Auf der Suche nach Kassenwirksamkeit im Winter, besonders in katholischen Orten, waren solche religiösen Stücke immer zugkräftig. Außerdem wurden sie nicht von der Kirche bekämpft, sondern sogar unterstützt, vor allem dann, wenn man die Kirchengemeinde am Gewinn beteiligte. Außerdem wurden derartige Aufführungen auch meistens von den Schulen unterstützt, die ihre Klassen geschlossen ins Theater führten.

Die Idee zu einem Passionsspiel kam nicht von uns. Die Beteiligung an diesem Theaterkitsch in Reinkultur wurde von uns Familienmitgliedern, mit meinem Vater an die Spitze, nie erwogen. Und dennoch führte unser Theater während einer ganzen Woche im Johannishof in Saarbrücken Passionsspiele auf.

Wie kam es dazu, über unseren Schatten zu springen? Kein anderer als der lange Holm war auf diese Idee gekommen und er hatte auch das Manuskript dazu herbeigeschafft. Er selbst, so berichtete er uns, sei „auf Christus studiert“(!!) und nannte uns ein Reisetheater, wo er diese Partie viele Male gespielt habe. Über den Ablauf solcher Passionsspiele wußte er ebenso genau Bescheid, wie über die Dekoration und Kostümierung. Er verpflichtete sich auch, Besuch in den Pfarreien und Schulen zu machen, und so gaben wir uns einverstanden und probten erstmalig religiöse Stücke. Sie sollten auch uns über den harten Winter helfen. .

Die zahlreichen Kostüme wurden bei einem Verleihinstitut in Saarbrücken beschafft. Das „Volk“ und die Statisterie kam aus der gesamten Verwandtschaft und Bekanntschaft aller Mitspielenden. Als das noch nicht ausreichte, wollte Holm noch mehr Schulen in Anspruch nehmen, was wir nur mit Mühe verhindern konnten. Das Heer der Mitspielenden war ohnehin schon sehr groß, fast unübersehbar.

Die Darstellung der 12 Jünger Jesu war eine schwer zu lösende Aufgabe. Wie und woher sollten wir die Jünger herbeischaffen? So wurden von uns Mitgliedern mehrere Doppelrollen übernommen. Ich selber spielte den Judas und den Landpfleger Pilatus.

So rollten die Passionsspiele in Saarbrücken ab ohne Besonderheiten. Der Besuch warf auch für uns einen mittleren Verdienst ab. Es wurde wenigstens kein Defizit. Doch der Aufwand an Menschen und Requisiten lohnte sich für Eintagsgeschäfte im Saargebiet nicht, so daß wir diese Art der Theaterspiele von unserem Spielplan absetzten. Wir hatten mit weltlichen Stücke manchmal allerlei Schwierigkeiten gehabt. Mit einer glaubwürdigen Darstellung der „Passion“ waren wir aber so oder so überfordert.

#### *Weitere Auftritte im Saargebiet mit seinen Bergarbeiter-Siedlungen*

Das kleine Saargebiet mit damals etwa einer Million Einwohner war während seiner Abtrennung und Verwaltung durch den Völkerbund ein Land der Schlagbäume und Zollschranken. Wieviele lästige Zolluntersuchungen wurden den Bewohnern zugemutet! Überall, rundherum um unser kleines Ländchen hatten sich der französische und deutsche Zoll eingenistet. Man könnte Bücher schreiben, wollte man alles berichten, was sich während der 15jährigen Dauer dieses Zustandes ereignete. Unzählige Zoll- und Schmuggelaffären haben sich in dieser Zeit abgespielt. Auch das „Leipziger Operettentheater“ war davon betroffen und könnte darüber berichten.

Rückblickend oder zusammenfassend kann man sagen wir hatten im damaligen Saargebiet in fast allen Städten und größeren Dörfern gespielt, vor allem in den Ortschaften, in denen Bergleute und Hüttenarbeiter wohnten.

So war beispielsweise die Ortschaft Wiebelskirchen, vor dem 1. Weltkrieg nannte man es „das rote Dorf im Saargebiet“, wegen der vielen Stimmen, die die Sozialdemokraten bei den Wahlen erhielten, für unsere Reisebühne immer ein gutes Geschäft. Auch nach dem 1. Weltkrieg – in den Jahren der Weimarer Republik – als das Saargebiet am 28. Juni 1919 als Ergebnis des Versailler Vertrages von Deutschland abgetrennt wurde, blieb Wiebelskirchen eine Stätte fortschrittlicher Berg- und Hüttenarbeiter.

Bei unseren Theateraufführungen, gleich welcher Art, hatten wir immer volle Häuser. Es zeugte von einem Theaterdurst einer bildungshungrigen Bevölkerung, die den schweren Alltag durch die Welt des Theaters gerne für Stunden abstreifte.

Auch Kindervorstellungen waren stets gut besucht.

Wiebelskirchen mit seinen etwa 9 000 Einwohnern war wie ein Vorort der Hüttenstadt Neunkirchen, mit der es fast lückenlos verbunden war. In dieser zweitgrößten Stadt des Saargebietes mit ca. 50 000 Einwohnern lebte früher der allgewaltige Freiherr von Stumm-Halberg, der mächtigste saarländische Konzernherr und persönlicher Freund Kaiser Wilhelm's II. Dieser Freiherr von Stumm-Halberg, auch „König Stumm“ genannt, führte in seinem Stammbetrieb, dem Eisenwerk Neunkirchen, ein strenges Regiment. Heute noch blickt der 1901 verstorbene Inhaber dieses gewaltigen Industriekomplexes von seinem Denkmal aus auf sein stillgelegtes Hüttenwerk mit den erkalteten Hochöfen! (Sein Neunkirchener Eisenwerk soll als Industrie-Museum der Nachwelt erhalten bleiben.)

Das „Leipziger-Operettentheater“ war im Sulzbachtalgebiet mit seinen Bergmannsorten von Neunkirchen bis Richtung Saarbrücken, mit Friedrichstal, Sulzbach und Dudweiler, immer interessant und rentabel. Diese Menschen waren aufgeschlossen und an kultureller Bereicherung interessiert.

Zum Neunkirchener Eisenwerk und den verschiedenen Saargruben kamen aber auch aus dem nördlich gelegenen Hunsrück viele Arbeiter, um die Woche über in ihren mehr als primitiven Schlafunterkünften zu bleiben. Ihnen wurde nichts geschenkt.

Eine solche Fahrt, morgens um 2 Uhr, möchte ich schildern:

Wir hatten den „Fidelen Bauer“ in Weiskirchen gespielt. Es war ein guter Abend für uns gewesen. Der Saal war besetzt und Herr Direktor war zufrieden. Da Weiskirchen keine Bahnstation hatte und unsere Zugverbindung von Wadern aus nur mit dem 1. Zug möglich war, gingen wir nach der Vorstellung etwa 1 Stunde bis Wadern zu Fuß. Wadern war Endstation und Sammelbahnhof für Bergleute, die aus verschiedenen Dörfern kamen. Sehr oft waren sie 1–2 Stunden zu Fuß gegangen, sie kamen aus Orten wie Lockweiler, Krettnich oder Wadrill. In Wadern wurde der Zug eingesetzt. Hier trafen sich nun die Bergleute aus allen verkehrstechnisch noch nicht erschlossenen Bergmannsorten, denn damals gab es weder Auto noch Omnibusverbindung wie heute.

Auf dem schmucklosen Bahnhof im Morgengrauen wurde der erste Zug eingesetzt. Den benutzte auch unsere Theatergruppe meistens. Wir nahmen alle in der 4. Klasse – die es damals noch gab – Platz. Wir verstaute unsere Koffer und waren froh, wenn wir einen Sitzplatz ergatterten, denn dieser Zug war immer überfüllt. So saßen wir zwischen den Kumpels, den „Hartfiessern“ eingezwängt in den Abteilen. Oft wurden wir neugierig, manchmal auch mißtrauisch gemustert, weil wir anders angezogen waren, hochdeutsch sprachen und mit unseren Koffern das Abteil versperrten. Die Abteile waren immer im Nu ein verräucherter, qualmender Raum, daß man die Luft hätte schneiden können. Nach kurzer Zeit hatte die Müdigkeit die Kumpels übermannt. Die Augen fielen ihnen zu. Ich hatte immer einen großen Respekt vor diesen Menschen, die wieder für eine Woche ihre harte Arbeit, einer Fron vergleichbar, in einem Kohlenbergwerk oder am Hochofen verrichten mußten. Ja, man muß sagen, sie schufteten sich buchstäblich ab, bei einem kargen Lohn, für den die Büroleute über Tage keinen Federhalter gerührt hätten. Nur kerngesunde Leute, meistens vom Lande stammend, konnten diesem Beruf standhalten. Während meiner Betrachtungen tuckerte der am Wochenanfang extra einge-

setzte Bergmannssonderzug durch die noch nächtliche Landschaft unseres reizvollen Saargebietes, um diese totmüden Kumpels aus dem Hunsrück und Hochwald „vor Ort“ zu bringen, wo sie unter Tag in einem Kohlenflöz oder im Eisenwerk ihre harte Arbeit verrichten mußten, um einigermäßen sicher das tägliche Brot für Frau und Kinder zu erwerben.

Nicht selten stellte sich bei diesen Fahrten heraus, daß etliche Kumpels unsere Vorstellung gesehen hatten und anschließend noch zum Zug geeilt waren, der sie an ihre Arbeitsstelle bringen sollte. In dem Abteil, in dem sich mein Vater aufhielt, gab es immer eine lustige Stimmung. Die Bergleute erzählten in ihrem Hochwälder Platt Witze, in die sich dann unser Direktor einmischte. Seine bis an die Grenze des Anstandes gehenden Witze lösten eine Heiterkeit unter den Kumpels aus, die das Coupee erdröhnen ließen. Hier, in diesem Kreis war unser Vater in seinem Element. Er kannte die Psyche des Arbeiters so genau, weil er ja aus diesen Kreisen stammte.

Wenn er nun gar noch einige Lieder aus dem „Fidelen Bauer“ im Abteil anstimmte, die kräftig von uns Ensemble-Mitglieder unterstützt wurden, war das regelrechtes Theater *nach* dem Theater, und das in einem Arbeiterzug! Es dauerte aber auch hier nur eine gewisse Zeit, bis die Müdigkeit alle übermannete. Einer nach dem anderen wurde schweigsam. Das Anschlagen der Wagenräder unserer 4. Klasse-Holz-Coupees an die Schienenstöße hatten etwas Einschläferndes, das zur Müdigkeit der Reisenden hinzukam.

#### *Spöck, letzte Oase vor Torunee-Ende*

Das Kapitel, das ich jetzt beschreibe, gehört zu den trübsten in unserer Theatergeschichte. Die festgelegte Tournee über den Rhein ins schöne Badener Ländle war durch etliche Ausfälle und Defizite gescheitert. Der größte Teil unserer Künstler war inzwischen in die Heimat zurückgekehrt. Was blieb, war noch der Kern, die Familie mit dem Direktorenehepaar, daneben unser Tenor, Kunstmaler und Dichter, Walter. Er gehörte mit zum Inventar! Er war seit Gründung des Theaters im Jahre 1911 – mit einigen Unterbrechungen – unser treuer Spiel- und Kampfgefährte.

Wir bewegten uns auf staubiger Landstraße, kofferbeladen und hungrig. Rechts und links standen wogende Kornfelder mit fast reifen Ähren. Diese pflückten wir zwischendurch, um mit den Körnern unseren Hunger zu stillen. Ein Möhrenfeld, das wir anschließend fanden ergänzte unsere einseitige Körnernahrung höchst angenehm. Diebstahl? Mundraub!

Die Wanderung der Truppe sollte bis zum nächsten Ort – Spöck – gehen. Der Name, irgendwie an ein fettes Stück vom Schwein erinnernd, hatte eine suggestive Wirkung auf uns. Er gab uns die letzte Kraft trotz Hitze, Staub und Depression, durchzuhalten. So wurde Spöck erreicht. Dort fanden wir einen aufgeschlossenen Wirt mit einem kleinen Saal, aber ohne Bühne.

Trotzdem ermunterte er uns, Theater zu spielen und gab uns den Rat, eine Bühne auf Tischen zu bauen. Ein Vorhang fehlte allerdings. Zu unserer großen Freude brachte er jedem von uns eine gute Portion Schweineschinken mit Brot!

Der Name Spöck ist uns unvergeßlich geblieben. Wieder einmal war es die Frau Direktor, die mit ihrem Ideenreichtum die Situation meisterte. Letzlich kam das Klavier vor die Bühne, weil es keinen anderen Platz gab.

Am Abend war das kleine Sälchen voller Theaterbesucher.

Wie die Vorstellung in ihren Einzelheiten ablief, möchte ich nicht verraten. Ich zum Beispiel war gleichzeitig Kapellmeister und Hauptdarsteller. Wenn ich unbedingt auf der Bühne sein mußte, löste Schwester Hilde mich am Klavier ab! Dieser Wechsel vom Klavierstuhl zur Bühne klappte nicht immer reibungslos. So mußte ich eben beim Finale meine Partie vom Klavier aus singen!

Wirklich, es ging bei dieser Aufführung recht lustig zu! Aber das Publikum freute sich, lachte und kam auf seine Kosten.

Einen besonderen Sturm der Heiterkeit erntete ein ungewollter Ausrutscher von mir. Bei einem meiner Sprünge vom Klavier auf die Bühne war ich ausgerutscht und lag der Länge nach auf der Bühne und brachte so liegend meinen Einsatz. Mein Vater – wieder einmal als „Zipfelhaubenbauer“ – reagierte prompt, indem er sagte: „Da gann mor mal wieder sähn, wie tief ä Mensch sinken kann“! Natürlich brüllte alles vor Lachen, so etwas gefiel den Bauern aus Spöck. Scheinbar auch die Einmaligkeit in unserer Aufführung, daß die Hauptdarsteller in voller Kostümierung und Schminke von der Bühne zum Klavier und wieder umgekehrt hin und her eilten.

Bei dem Terzett im 3. Akt:

„is man auch ein Bauer, Bauer, Bauer,  
is man doch wie mancher Stadtherr schlauer, schlauer, schlauer“!

fühlten sich die Anwesenden offensichtlich geehrt.

Der Zweck unseres Spiels war erreicht: Wir hatten auch diesen Bauern Freude gebracht, die alle nach Beendigung des Stückes zufrieden nach Hause gingen.

### *Endstation Karlsruhe*

Wenn ich heute etwas von Karlsruhe höre, entweder von seiner Technischen Universität, seinen Fußballvereinen oder seinem Verfassungsgericht, so werde ich sofort an das Wort „Endstation“ erinnert. Karlsruhe bedeutete das unrühmliche Ende einer mit hochgeschraubten Erwartungen begonnenen Tournee der „Leipziger Operette“.

Hier fand sie tatsächlich, zusammengeschrumpft, beschnitten, deprimiert und in ihr Schicksal stumm ergeben, eine Endstation, eine chinesische Mauer, an der es einfach nicht mehr weiterging.

Alle Reserven waren verbraucht, es fehlte die Kraft und die Substanz sich weiter zu behaupten.

Das vorangehende Gastspiel war in Bruchsal geplant. Trotz der üblichen Reklame war abends kein Besucher erschienen. Da hatte die „Leipziger Operette“ ihren Zusammenbruch vor Augen. Jeder sah ein, daß das Theater spielen in dieser Form Wahnsinn geworden war.

Sogar der Theaterdirektor mit seinem unüberwindlichen Optimismus gab auf.

Unser so langjähriges Ensemblemitglied Walter war im Grunde genommen immer Realist geblieben. Er war auch der erste, der sich von uns verabschiedete, um eine andere Tätigkeit aufzunehmen. Kurz und schmerzlos verabschiedete er sich. Die Situation erlaubte auch keinerlei Sentimentalitäten. Er fand bei einem Malermeister Arbeit und war somit von der Straße.

Zum letzten Mal als „Frau Direktor“ hatte unsere Mutter wieder einmal einen Plan entwickelt, der zwar ein Risiko in sich barg, aber auch gelingen konnte. Hierbei konnte sie den „Herrn Direktor“ nicht gebrauchen; denn seine Anwesenheit hätte sich für die Durchführung ihres Vorhabens verhängnisvoll auswirken können. Er wurde ausgebootet und mußte sich im Alleingang behaupten.

Frau Direktor und ihre drei erwachsenen Kinder, mit schweren Koffern beladen hatten sich am Bahnhof Karlsruhe mit Bahnsteigkarten versehen, so weit reichte das Geld noch und den Zug in die Heimat bestiegen.

Alles klappte wie vorgesehen. Jeder hatte einen Sitzplatz, nur keine Fahrkarte. Es dauerte mehrere Stationen, als ein Schaffner die Fahrkarten kontrollierte. Uns allen schlug das Herz bei dem Gedanken, was nun passieren würde. Vor uns stand der Schaffner, und der verstand keinen Spaß.

Sofort schaltete sich meine Mutter ein und suchte und suchte. Plötzlich rief sie glaubhaft ehrlich verzweifelt: „Meine Handtasche ist weg mit den Karten!“ Aufgeregt fragte sie uns alle, ob wir die Handtasche gesehen oder an uns genommen hätten. Keiner von uns hatte sie. Aber wo war sie geblieben? Große Aufregung allerseits.

Der Schaffner, wie sich herausstellen sollte, ein sogenannter „Gemütsmensch“, ließ sich beeindrucken. Er sah keinen Grund, den Angaben der Frau Direktor zu mißtrauen. Im Gegenteil, er nahm den Fall ordnungsgemäß zu Protokoll und ließ sich die Handtasche genau beschreiben.

An der nächsten Station stieg er aus, ging zum Stationsvorsteher und machte Meldung. Sie lautete: „Handtasche in Karlsruhe verlorengegangen, sofort Meldung bei evtl. Fund“. Er teilte uns dies dann mit und versuchte unsere Mutter zu trösten. Er war wirklich ein guter Beamter mit gutem Herz. Er versah dann seinen Dienst weiter, und wir blieben erleichtert im Abteil. Da wir aber nicht alleine im Abteil waren, mußten wir diese schwerste Rolle unseres Lebens weiter spielen und trugen eine betrübte Miene zur Schau. Wir fühlten uns aber in dieser Rolle durchaus nicht wohl, denn wir wollten ja keine Schwindler oder Betrüger sein. Aber es blieb uns keine andere Wahl. Wir hatten hier eine Schwelle überschritten und waren in eine Situation geraten, die wohl jeder Mensch einmal erleben kann, wenn er gegen das Gesetz verstößt.

Jeder ging seinen eigenen Gedanken nach, als plötzlich der Schaffner wieder zu uns kam und uns aufgeregt die freudige Mitteilung machte – daß unsere Handtasche gefunden sei! Unser Erstaunen und die geheuchelte Freude soll sehr groß gewesen sein! Es war ein Hallo im Abteil, eine Freude, an der alle Fahrgäste teilnahmen. Auch der Schaffner war sehr zufrieden. So fuhren wir froh und munter der Heimat zu.

Doch was hatte unser Vater in seiner Situation gemacht?

Er hatte den einfachsten Weg gewählt und den Rat unseres Mitgliedes Walter befolgt. Er war zum Pfarrhaus gegangen, hatte dem Pfarrer seine Lage geschildert und betont, daß er nichts geschenkt haben wolle. Nur einen Arbeitsanzug und Handwerkszeug möge er ihm solange geben, bis er sein Fahrgeld verdient habe.

Eine Woche lang hatte der Vater bei einem Maurermeister gearbeitet, dann hatte er das Fahrgeld zusammen und konnte wieder zu uns kommen. Als er dann erfuhr, wie elegant und einfach wir die Heimreise geschafft hatten, kam er sich wohl wie ein Pechvogel vor.

Von unserer Ankunft in Saarbrücken wäre nur zu berichten, daß wir dort gut ankamen. Im Hinblick auf die wiedergefundene Handtasche ließ man uns auch glatt durch den Schalter.

Daß wir diese Handtasche nie erhielten, versteht sich, da sich der wirkliche Verlierer schließlich meldete.

Mit dieser abenteuerlichen Rückfahrt aus Karlsruhe 1928 fand „Das Leipziger Operettentheater“ sein Ende. Es wurde zwar ab und zu noch getingelt, aber die große Zeit unserer Auftritte war vorüber.

Die völkerverbindende kulturelle Mission unseres kleinen Theaters nach dem 1. Weltkrieg zu unseren Nachbarländern Frankreich und Luxemburg war erfüllt.

17 Jahre hat dieses Theater bestanden. Die Künstler der „Leipziger Operette“ brachten in diesen so schweren Jahren Tausenden von Menschen Licht und Freude in ihr oft so entbehrensreiches Leben.

*Der Tod des Theaterdirektors – eine Pfingstbetrachtung 1955 auf dem Südfriedhof in Saarbrücken.*

Die „alte Eiche“ ist nun schon über 13 Jahre tot. Ehrfurchtsvoll stehe ich an seinem Urnengrab. Keine Gedenktafel kündigt, wer hier ruht, schlicht, mit einigen Pflanzen verziert, mein Blumensträußlein in der Mitte, kündigt nur die Nr. 289, daß hier ein gewesener Mensch ruht. So hatte er sich's gewünscht. Im Leben war er der große Mime, wenngleich auch nur an einer kleinen wandernden Schmierbühne. Aber immerhin hatte er es bis zum „Herrn Direktor“ gebracht. Er war imstande mit seiner dröhnenden Stimme, mit seinem übermütigen Lachen auf der Bühne, mit seinen Improvisationen auf offener Szene, seine Mitspieler aus dem Komzept zu bringen. Kein Zuschauer war imstande, sich seinem Lachen zu entziehen. Seine Leib- und Magenrolle war jedoch nicht

etwa Theaterdirektor „Striese“ aus „Raub der Sabinerinnen oder „Bollerkopp“ aus Familie Hannemann, sondern der alte „Zipfelhaubenbauer“ aus der Operette „Der fidele Bauer“. In dieser Rolle wurde gelacht aber auch überzeugend geweint. Jedesmal, wenn die Abschiedsszene vom scheidenden Sohn Stephan gespielt wurde, die in dem Lied „So lebt denn alle wohl“ ausklang, wischte er sich echte Tränen ab. Das war Theaterkunst.

Mitten in dem ihm verhaßten zweiten Weltkrieg Ende 1942, war er einem Schlaganfall erlegen. Die Beerdigung oder Einäscherung, ist ein Stück Wahrheit.

Wir waren drei Söhne. Der Lieblingssohn des Alten, der jüngste, der Sänger von Beruf und Berufung, war im Osten Soldat, konnte also an der Beerdigung nicht teilnehmen. So wurde zwischen uns anderen beiden die Einäscherung wie ein Theaterprogramm vorbereitet. Pfarrer Reichard, der beredte Redner, sprach als Vorsitzender des Feuerbestattungsvereins Saarbrücken in der Halle die Abschiedsworte. Mein Bruder saß an der Orgel. So begann des Alten Abschiedsvorstellung.

Pfarrer Reichard erging sich in glänzenden Tiraden. Er war Anhänger jeglichen Gesanges und der Theaterkunst, außerdem persönlicher Verehrer meines Bruders, des leider abwesenden Sängers. Meinen Vater hatte er weder gekannt noch jemals auf der Bühne gesehen. Trotzdem pries er den Dahingeshiedenen als den großen Mimen, der über die höchste Gottesgabe, Menschen von Herzen lachen und weinen zu machen, verfügt habe. In diesem Stil sprach er etwa zehn Minuten, sodaß vor dem geistigen Auge der Zuhörer und Mittrauernden, nur von einem gelegentlichen Schluchzen unserer ersten Sängerin Anita unterbrochen, ein Theaterdirektor, ein Schauspieler, ein Regisseur, ein Dichter, ein Sänger, nicht zuletzt ein Familienvater und Mensch in höchster Verklärung entstand, der seinen letzten Gang angetreten habe.

Mit diesem Satz als Stichwort setzte die Orgel ein, und Bruder Kurt, der langjährige Kapellmeister unseres väterlichen Theaters, waltete seines Amtes. Mit vollen Akkorden ertönten an diesem Ort sonst nie gehörte Lieder. Eine bunte Fülle aneinandergereihter, seit 1933 in Deutschland nicht mehr gehörter Melodien aus dem „Fidelen Bauer“, Melodien des alten Zipfelhaubenbauers, wie „jeder trägt sein Pinkerl“, hinüberwechselnd bis, „So lebt denn alle wohl, auf Wiedersehn“! Es sei dann vermerkt, daß Melodien wie diese als die eines jüdischen Komponisten Leo Fall, im Dritten Reich zu singen und zu spielen verboten war.

Pfarrer Reichard, der verständnisvoll diese Orgelimitationen aufnahm, hob zustimmend seine Arme hoch, als der Sarg in der Versenkung verschwand. Ohne mit einer Wimper zu zucken, hatte er zwei Trauergästen im „Zuschauer-raum“ verziehen, die nun unter den Klängen dieser verbotenen Musik die Hand zum Hitlergruß erhoben. Vielleicht fühlte er selbst eine Verwandtschaft mit dem da unten liegenden Mimen, dessen Geist plötzlich im Raume schwebte. Die beiden mit Hitlergruß demonstrierenden Trauergäste waren übrigens ein Schwager von uns und ein ehemaliger Mitspieler der „Leipziger Operette“.

Damit war der Vorhang zu des Mimen letzter Vorstellung, die er sich ausdrücklich so gewünscht hatte, gefallen. Regie, Mitwirkende und Statisten hatten sich bewährt.

Die Trauerversammlung ging zufrieden und getröstet auseinander.

Pfarrer Reichard versicherte mir beim Abschied, daß er selten einer so erhebenden Einäscherungsfeier beiwohnen durfte.

#### *Unsere Mutter, die Frau Theaterdirektor*

Das Ende meiner Schilderung über das „Leipziger Operettentheater“ soll der Frau Direktor dieses Unternehmens, unserer lieben Mutter gewidmet sein.

Sie hat es tatsächlich fertiggebracht, sich und ihre Familie aus einer gesellschaftlich mißlichen Lage zu befreien.

Auf Grund ihrer künstlerischen Fähigkeiten, gepaart mit eisernem Willen, einem großen Einfallsreichtum, aber auch einer entsprechenden Intelligenz, erreichte sie, daß mit Hilfe der Kunst ihrer Familie der Weg in ein besseres Leben geebnet wurde.

Die Früchte ihrer Arbeit erntete sie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie konnte im Alter von 75 Jahren sogar daran denken, ihren größten Wunsch zu verwirklichen, nämlich Klavierspielen zu lernen. In ihrer Jugend war ihr das nicht möglich gewesen. Sie kam allerdings über stundenlanges Üben von Tonleitern und Kinderliedern nicht mehr hinaus. Daneben machte es ihr bis ins hohe Alter Freude, bei Familienfeiern ihre alten Chansons oder Operettenlieder zu singen. Ihre gute Stimme war ihr erhalten geblieben. Sie war ein Mensch von ansteckender Fröhlichkeit. Kein Fremder hätte je vermutet, daß sie in ihrem langen Leben und beim Aufbau des „Leipziger Operettentheaters“ oft vor fast unlösbaren Problemen gestanden hatte. Ihre letzte bemerkenswerte Leistung vollbrachte sie 1945, als sie in Wien ausgewiesen werden sollte.

Sie hatte mit meiner Schweser Hilde in der Wohnung ihres jüngsten Sohnes Albert Zuflucht gefunden, nachdem sie aus Saarbrücken evakuiert worden war. Nun sollten beide als deutsche Staatsbürger Wien verlassen.

Was konnte man dagegen tun?

Mutter immer noch über gute Ideen verfügend, ließ sich mit ihrer Tochter, ihrer angeblichen Altershilfe, von einem bekannten Wiener Mediziner, eine sofortige Einweisung in eine Psychiatrische Heilanstalt in Wien geben, wo beide sodann etliche Wochen verbrachten. Als Kranke konnten sie nicht ausgewiesen werden.

Im Kreise ihrer vier Kinder, die alle den Zweiten Weltkrieg überlebten, verbrachte sie ihren Lebensabend in Saarbrücken, wo sie im Alter von 88 Jahren starb.

Sie war die Seele unserer Familie wie auch die des „Leipziger Operettentheaters“.

Ihr gebührt unser Dank im besonderen Maß.



Klaus Kordel/Trier 1962:  
„Frau Direktor“ Frieda Bock (1875–1962)



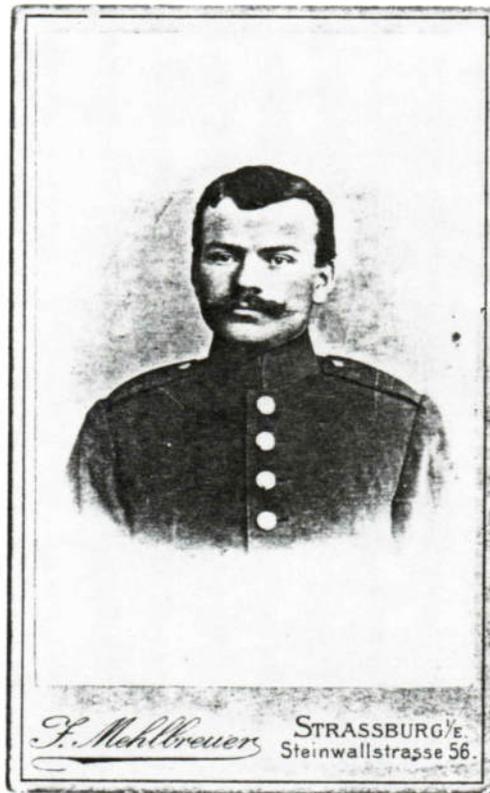
„Herr Direktor“ Albert Bock/senior (1873 – 1942)  
als Landsturmmann in Belgien 1915



Albert Bock/senior mit Sohn Hugo (\*1902)  
auf der Tingelbühne um 1912



Albert Bock/senior in einer Posse  
auf der Tingelbühne der 1920er Jahre



„Herr Direktor“, Albert Bock/senior  
1893 in Strassburg



Albert Bock/junior als Heinerle im Stadttheater Saarbrücken 1912



Von links nach rechts:  
„Frau Direktor“ Frieda Bock, zwei Debütantinnen und Kurt  
Störmer (1887–1984)  
auf der Tingelbühne um 1911 in Saarlouis



Familie Albert Bock/senior 1917

